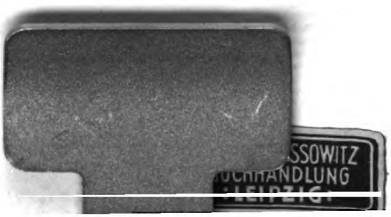
UC-NRLF
$B 610 018

Eichendorff Kalender

1925

E86
E34
E34
v.1.6



Matthäus Schiestl, Zerfallene Einsamkeit

UNIV. OF
CALIFORNIA

Eichendorff-Kalender 1925.

Eichendorff-Kalender

für das Jahr

1925.

PT
1856
Z5
A3
1925
MAIN

Ein romantiſches Jahrbuch.

Begründet und herausgegeben von Wilhelm Koſch.

Mit einem Vierfarbendruck von Profeſſor Matthäus Schieſtl.

Sechzehnter Jahrgang.

München / Verlag Parcus & Co.

UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Eichendorff-Hymne

Von Wilhelm Müller-Rüdersdorf

Ein Naturſeligkeit ſingender Liedermund,
Der die Wandervogelherzen beſchwingt,
Umzaubert mit ſilbernden Wundern uns ſein perſonnen-raunender Quell.
Blühende Morgenhöhen durchjauchzend
Und ernſteres Sinnen pulſend durch abendlich-dämmernde Gründe,
Läßt er ſein tiefſtes, heiligſtes Märchenweben erklingen
Durch die betende Domſtille der Sternen- und Mondnacht.
Weich aus ſmaragdgrüner Flöte ſchluchzt er verlorener Liebe brennendes Weh,
Läßt dann mit jugendlich-friſchem Aufſchwingen Vagantenkeckheit hinträllern und jubelndes Hoffen,
Scherzt und ſchwärmt von ſeltſamen Taugenichtsabenteuern
Und vom romant'ſchen Getändel im Banne holdſchöner Frau'n —,
Düſtert verfallene Burgpracht geiſternd am einſamen Pfade,
Winkt er zur Raſt auf morſchem Gemäuerrand und mooſigem Felsſtuhl
Und weckt abſeitige, bunte Vergangenheitsſchickſale
Mit dunklem Rittergeklirr und waldhin verhallendem Jagdhornſchall.
Deutſche Heimatwaldhallen,
Hoch und weit ſich wölbend in dämmernder Andachtfeierlichkeit,
Widertönen den ewigen Waldpreis ſeiner ſchlicht-zarten, herzbezwingenden Wandervogelgeſänge,
Und es drängt uns mächtig hinaus aus Mauern und Stuben,
Quellt — ſchwermutvoll oder lachend —
Ein Eichendorff-Lied uns auf in der Bruſt.

*

639482

Begegnungen und Gespräche mit Eichendorff; Urteile über ihn

Gesammelt von Karl Freiherrn von Eichendorff

Vierzehnte Lese

Außer den in den Jahrbüchern 1914 und 1923 veröffentlichten Berichten von Eichendorffs Schwiegersohn, dem Major Ludwig von Besserer-Dahlfingen und seiner Gattin, über die letzten Lebenstage des Dichters, ist uns noch der nachstehend zum Abdruck gebrachte Brief des ersteren an seinen damals als Regierungs-Assessor in Aachen weilenden Schwager erhalten. In allen wesentlichen Punkten stimmen die Darstellungen völlig überein, nur bezüglich des Zeitpunktes der Spendung der Sterbesakramente an den Schwererkrankten herrscht Unstimmigkeit. Während Eichendorffs Tochter den 23. November für den Termin der Darreichung der Wegzehrung hält, bezeichnet Ludwig von Besserer in seinem am Tage nach dem Hinscheiden des Dichters geschriebenen Briefe den 26. und in dem, anscheinend für die Tagespresse oder eine Zeitschrift bestimmten ausführlichen Bericht (vgl. E.-Kalender 1914), übereinstimmend mit den vom Seelsorger des Verewigten, dem nachmaligen Pfarrer von Ottmachau und Domprediger in Breslau Hertlein, in seiner Trauerrede gemachten Angaben, Mittwoch, den 25. November als den Versehtag.

„Gottes Hand ruht schwer auf uns, doch müssen wir uns in Demut fügen: Gestern Abend kurz vor 5 Uhr ist unser vielgeliebter Vater ruhig und sanft, ohne allen Todeskampf hinübergegangen in ein besseres Jenseits. Gott tröste uns! Hier ist der Jammer groß! Vor 8 Tagen befand sich der Vater vor Tische sehr übel, offenbar stark erkältet. Dr. Willmann schickte ihn gleich ins Bett, das er seitdem nicht wieder

verlaſſen hat. Die Lunge erwies ſich angegriffen. So ging die Krankheit einige Tage fort, ohne uns ernſte Beſorgniſſe einzuflößen. Seit verfloſſenem Montag verfiel der Kranke immer mehr, namentlich ward die Sprache bald ſo undeutlich, daß man trotz der angeſtrengteſten Aufmerkſamkeit ihn nicht verſtand, während er zum Schreiben nicht mehr die Kraft beſaß. Zwei Tage vor ſeinem Hinſcheiden befand er ſich in einem halb wachen, halb ſchlafenden Zuſtande. Zuweilen war er auch bei voller Beſinnung, verfiel aber dann bald wieder in Lethargie. Geſtern Vormittag wurden ihm die heiligen Sterbeſakramente gereicht. Sein Übergang in ein beſſeres Leben war ganz unmerklich. — Gott tröſte uns, wir haben es nie nötiger gehabt! .... Am nächſten Montag um 9 Uhr denken wir den Vater zur letzten Ruhe zu begleiten. Die einliegenden Anzeigen ſei ſo gütig Deinen verehrten Schwiegereltern und Breuning[1]) zukommen zu laſſen ... Grüße Klara[2]) herzlich von uns allen; bei der Liebe, die ſie für unſern guten Vater hegte, wird ihr ſein unvermuteter Verluſt um ſo ſchmerzlicher ſein. Er war ihr ſtets g a n z b e ſ o n d e r s zugetan ...“

Über Adolf Schöll, der während Eichendorffs Berliner Aufenthalt zu deſſen bevorzugten Freunden gehörte und ſich des vollen Vertrauens des Dichters erfreute, ſchrieb Deetgen in ſeiner Studie „Die Landesbibliothek in Weimar“ (Zeitſchrift für Bücherfreunde 1921):

„In der Leitung der Landesbibliothek in Weimar folgte ihm [Ludwig Preller] ſein Freund, der liebenswürdige, geiſtvolle Adolf Schöll, einſt in Stuttgart der Schüler Guſtav

[1]) Der am 14. März 1886 in Neuenahr verſtorbene Geheime Ober-Juſtizrat und Landgerichts-Präſident a. D. Dr. Karl Philipp von Breuning war Hermann Freih. von Eichendorffs Schwager.

[2]) Hermann von Eichendorffs Gattin.

Schwabs, alsdann Privatdozent in Berlin, Professor der Archäologie an der Universität Halle und später Leiter der Weimarer Kunstsammlungen. Seine feinsinnigen Arbeiten führten ihn vom klassischen Altertum zu Goethe und der Weimarer Blüteperiode. Aber auch für die Literatur seiner Zeit hatte er tiefes Verständnis und freundschaftliche Beziehungen verbanden den selbst poetisch Begabten mit Eichendorff, Uhland, Fr. Th. Vischer, Hebbel, Geibel, Auerbach, Klaus Groth, Hoffmann von Fallersleben."

Im Jahre 1836 hat Schöll in den „Wiener Jahrbüchern" die Bedeutung Eichendorffs für die Literatur und seine Stellung innerhalb der romantischen Schule in ungemein fesselnder und warmherziger Weise gewürdigt. Seine geistvolle Darstellung ist noch heute unübertroffen.

In seinen 1853 erschienenen Liedern (Kassel, Luckhardtsche Buchh.) widmet der Schweizer Malerpoet August Corrodi seinem vergötterten Meister und Vorbild nachstehende innige Weiheverse:

Aus Deines Liederhimmels
Ewig leuchtendem Blau
Perlte herab in mein Herze
Süßester Himmelstau.

Und hat die schlummernden Blüten
Geweckt in meiner Brust,
Und golden mir erschlossen
Jubelnde Sangeslust.

Darum in Deine Locken
Du teurer Sängergreis,
Wind' ich mit treuer Liebe
Mein Alpenrosenreis.

Auch in einem weiteren stimmungsvollen Gedichte huldigt er der Muse Eichendorffs:

An seinem Bilde hab' ich
Gezeichnet manche Stund',
Bis die Abendglocken hallten
Aus dämmerndem Talesgrund.

Ein Vöglein auf grünem Zweige
Sein frisches Lied mir bot,
Und über den Gletschern spielte
Das letzte Abendrot.

Da stieg der alte Sänger
Herab von seinem Gestell,
Und winkte mir, leise flüsternd:
„Komm mit, Du junger Gesell!" —

Wir zogen durch kühle Gründe,
Durch stille Felder und Au'n,
Ich sah in seltsamer Wehmut
Seine Augen übertau'n.

Dann zog er mich, lieblich lächelnd,
In einen Garten hinein,
Und ließ mich in dämmernder Laube
Bei meinem Liebchen allein.

Die inhaltsreichen Memoiren des ehemaligen Deutschen Reichskanzlers Georg von Hertling (Erinnerungen aus meinem Leben) München, Kempten 1919) enthalten nachstehende auf Eichendorff bezügliche Stellen:

„Der Abend war eingebrochen, als wir zur Stadt (Palermo) hinunter kamen, aber nun stieg überall ein fast berauschender Duft von Orangenblüten auf; an den Balkons, die vor keinem Fenster fehlen, erschienen schlanke Gestalten, die milde Abendluft zu genießen. — Der reine Eichendorff."

„So hat die Mutter[1]) auch mir den Sinn für die Schönheit unserer Dichterwerke geöffnet. Noch heute erinnere ich mich, wie sie mir zum ersten Male den Erlkönig vorlas. Ihre Art

[1]) Tochter der Melina Brentano, einer Schwester des Dichters.

zu leſen — und ſie hat uns viel vorgeleſen, Poeſie und Proſa, Ernſtes und Heiteres, Wiſemanns Fabiola und den Taugenichts von Eichendorff — war überaus ſympathiſch, ohne deklamatoriſche Kunſt, aber mit feinem Verſtändnis, und darüber lag es wie ein Hauch leiſer Wehmut oder Melancholie."

Überraſchend wirkt die Vorliebe des ſo gar nicht lyriſch geſtimmten Bismarck für romantiſche Poeſie. Im Jahre 1889, gelegentlich eines Beſuches der Frau von Spitzemberg im Sachſenwald ließ der greiſe Kanzler, wie Erich Marcks in den „Bismarck-Geſprächen der Spätzeit" (Velhagen und Klaſings Monatshefte, 1923. April) erzählt, ſeinen Gaſt den Chamiſſo holen und nennt ihm Gedicht, Strophe und Zeile. „Die romantiſchen Lyriker lieſt und zitiert er gern: Uhland, Chamiſſo, Eichendorff, und freut ſich, wenn das bei ihm anklingt."

In einem Briefe an Litzmann ſchreibt Geibel im Jahre 1839 (Litzmann, Emanuel Geibel 1897):

„Mir fällt . . „das Eichendorff'ſche Gedicht von den zwei friſchen Geſellen[1]) ein, ich hab' es oft mit euch geſungen, wer weiß, ob nicht vielleicht die Eine Hälfte davon an mir erfüllt wird."

Theodor Storms Tochter Gertrud veröffentlichte im Eichendorff-Kalender 1918 eine Geiſtergeſchichte, die der nordfrieſiſche Dichter im gaſtlichen Hauſe des Kunſthiſtorikers Franz Kugler aus dem Munde Eichendorffs gehört haben will. Bei der myſtiſch-dunklen Veranlagung Storms lag, zumal die Erzählung in der vorliegenden Form zur Eigenart Eichendorffs nicht recht paßt, die Vermutung nahe, daß hier Wahrheit und Dichtung vermengt worden iſt. Dieſe Auf-

[1]) Die zwei Geſellen („Es zogen zwei rüſt'ge Geſellen").

faſſung läßt ſich indeſſen nicht ohne Einſchränkung aufrecht erhalten. Glaubwürdigen Nachrichten zufolge erſchreckt die verſchleierte ſchlanke Frauengeſtalt durch ihr häufiges Erſcheinen zur Tag- und Nachtzeit noch heute die Bewohner des in Eichendorffs Bericht nicht genannten, unweit von Ratibor gelegenen Schloſſes K . . . . . , das von 1788—1820 im Beſitz der gräflichen Familie Haugwitz ſich befand. Alle Bemühungen den Spuk zu bannen, ſollen erfolglos geblieben ſein.

*

Kaiſer Karl ſegnet die Reben

Eine literar- und ſagengeſchichtliche Studie

Von Eduard Arens

I.

Geibels „Rheinſage“ (1834).

Wem wäre Geibels ſchöne Romanze von der goldenen Brücke bei Rüdesheim unbekannt, welcher er den ſchlichten Titel „Rheinſage“ gegeben hat? Indem er den Schatten des großen Kaiſers aus ſeiner Gruft zu Aachen heraufſteigen und in milder Sommernacht über den Rhein ziehen läßt, um „die Reben an jedem Ort“ zu ſegnen, hat er den Zauber des vaterländiſchen Stromes in ſeiner ſchönſten Gabe in die ſchlichteſten Worte gebannt.

Nun aber haben viele Dichter des 19 ten Jahrhunderts den nämlichen Stoff bearbeitet, indem ſie teils den weſentlich gleichen Vorgang darſtellen oder aber ein einzelnes Motiv daraus für ſich verwerten. So erhebt ſich denn für den Literarhiſtoriker gleich ein ganzes Bündel von Fragen, die Antwort heiſchen: Haben dieſe Dichter einander gekannt? benutzt? beeinflußt? Woher kommt ihr Stoff? woher die Idee, und deren einzelnen Motive? Und da man Geibels Romanze für eine „ſelbſtgeſchaffene Sage“ erklärt hat, ſo wird auch die Sagengeſchichte gezwungen, zu der Frage Stellung zu nehmen, ob wir es hier nur mit dichteriſcher Vorſtellung zu tun haben, welche verſchiedene hiſtoriſche und ſagenhafte Motive vereinigt hat, oder ob dieſe Bearbeitungen wirklich auf dem Grunde älterer Volksſage ruhen.

Da wir von Geibel ausgehen, ſo müſſen wir natürlich zunächſt die Entſtehung und den Zeitpunkt ſeines Gedichtes ins Auge faſſen. Stünden uns weitere Zeugniſſe nicht zu Gebote, ſo würden wir wohl einen Zuſammenhang mit den

fröhlichen Bonner Studententagen annehmen. Am 5. Mai 1835 wurde Emanuel Geibel in Bonn immatrikuliert, zu Ostern 1836 siedelte er zur Fortsetzung seiner Studien nach Berlin über. Die Herbstferien 1835 benutzte er mit einem Freunde, um eine Dampferfahrt rheinauf zu machen, und verlebte dann mehrere Wochen bei Hanau in der Heimat seiner Mutter und seines Vaters. Dieser Ausflug führte ihn auch im Fluge bei Rüdesheim vorüber. In der Bonner Zeit wurzelt noch eine Reihe fröhlicher Lieder: so u. a. das vom lustigen Musikanten, der einst am Nil marschierte, das wunderhübsche Wein- und Trinklied „Ich weiß einen Ritter von seltener Art, so mild und so zart", auch das allbekannte, froheste Burschen- und Wanderlust atmende „Der Mai ist gekommen" — es wurzelt in der Bonner Zeit, wenn es auch freilich erst in den nächstfolgenden Jahren ausgeführt wurde; und nicht mit Unrecht singt Geibel später aus (etwas getrübter) Erinnerung:

Ich sang's vor manchem Jahr,
Berauscht vom Maienscheine,
Als ich gleich jenen war
Student zu Bonn am Rheine.

In diese Zeit und Reihe würde sich auch die „Rheinsage" gut einfügen, ist es doch nach dem Schlusse auch ein Rheinwein- und Trinklied:

Wir aber füllen die Römer
Und trinken im goldenen Saft
Uns deutsches Heldenfeuer
Und deutsche Heldenkraft.

Tatsächlich aber fällt unser Gedicht noch vor die Bonner Zeit; es ist keine Erinnerung an den Rhein, sondern vielmehr ein Ausdruck der Sehnsucht nach ihm. Gedruckt wurde die „Rheinsage" zuerst 1836, ist dann sofort in Simrocks „Rheinsagen" übergegangen. Geibels erste Gedicht-Sammlung ist 1838, schon im Druck vollendet, ein Raub der Flammen

geworden; vermutlich enthielt sie auch unser Gedicht. Erst nach der Rückkehr des Dichters aus Griechenland erschien dann im Jahre 1840 das erneuerte und verstärkte Bändchen. Unsere Romanze eröffnet darin das erste Buch, und dieses trägt die Aufschrift: „Lübeck und Bonn 1834—1835." Könnte man hienach noch immerhin zweifeln, so entscheidet den Zweifel das Zeugnis des gewissenhaften Goedeke[1]), der sich auf Geibels eigene, schon bald nach 1840 erteilte Auskunft stützen konnte. Die „Rheinsage" ist schon 1834 entstanden, vermutlich auf einer Harzreise oder im Anschluß daran. Göbeke bringt es in Verbindung mit dem ersten Entwurfe zu der Romanze „Kaiser Friedrich im Kyffhäuser", in der es ja am Schlusse heißt:

Und aufs neu zu Aachen gründet
Er das heil'ge deutsche Reich.

Mithin hat Geibel uns schon als Primaner, mit 19 Jahren diese herrliche Dichtung geschenkt!

Göbeke behauptet aber bei derselben Gelegenheit auch, Geibels Sage von Kaiser Karl sei selbsterfunden. Tatsächlich liegt die Sache hierbei aber anders; Geibel hat die Idee von einem andern übernommen, und zwar von Wilhelm Müller.

II.

Wilhelm Müllers Idee (1827 bzw. 1830).

Wilhelm Müller von Dessau, der berühmte Dichter der „Griechenlieder", uns aber lieber und vertrauter als Sänger so vieler, hundertfältig vertonter und noch überall gesungener, frischer Volkslieder, hat sich als erster diesen Stoff von der goldenen Brücke bei Rüdesheim notiert. Da nicht bloß diese Tatsache, sondern auch der Wortlaut seines Tagebuchs sowie die Zeit, wann diese Äußerung Müllers bekannt geworden, für uns von Bedeutung ist, so müssen wir etwas näher darauf eingehen.

Gustav Schwab hat auf Wunsch der Witwe Müllers nach dessen frühem Tode 1830 eine Sammlung von dessen „Vermischten Schriften“ veranstaltet[2]), der er eine kurze, recht dürftige und nicht immer kritische Lebensbeschreibung des Dichters vorausschickt. Über die Rheinreise, die dieser im Jahre 1827 mit seiner Frau zur Erholung unternahm, berichtet Schwab: „Selig im Genusse der Naturschönheiten, beglückt durch das Wiederfinden mancher alten Freunde, erfreut durch viele neue Bekanntschaften, schrieb und dichtete er während der ganzen Reise gar nicht; er wollte ungestört genießen und sammelte nur im Geiste ein, um bei Ruhe und Muße desto größere Ausbeute zu gewinnen. In seiner Schreibtafel fanden sich die Hauptgegenstände aufgezeichnet, welche er sich zur poetischen Bearbeitung gemacht hatte. Es waren unter anderem: Die drei Leiern auf dem alten Wappen über Goethes Hause in Frankfurt; die goldene Brücke über den Rhein, die der Vollmond bei Rüdesheim darüber strahlte, und worauf Kaiser Karl hinüberschreitet, um nach seinen Reben zu sehen; der Drachenfels und Rolandseck; der Sonnenuntergang vom Straßburger Münster; der Abschied vom Rhein. In Frankfurt verlebten die Reisenden mit Georg Döring[3]) und dessen Angehörigen fröhliche Tage. Dann wandten sie sich dem Schwabenlande und Stuttgart zu“, wo sie zehn Tage bei Schwab verlebten.

Über Zeit und Umstände der Fahrt sind wir inzwischen noch besser unterrichtet[4]). Am 31. Juli wurde die Reise angetreten. „Der Weg führte sie nach Frankfurt, von dort nach Wiesbaden, dann den Rhein hinunter bis Köln (wobei Müller von der romantischen Schönheit des Flusses ganz besonders entzückt war) und wieder zurück nach Frankfurt am Main. Am 22. August fuhren sie weiter nach Heidelberg, Karlsruhe und Straßburg und kamen am 4. September in Stuttgart an.“

Durch diese Nachrichten erklärt sich die für den ersten Blick seltsame Anordnung der aufgezeichneten Stoffe: erst Frankfurt, dann Rüdesheim[5]), dann erst Rolandseck und Drachenfels, dann — nach der Rück- und Weiterreise — Straßburger Münster und ‚Abschied vom Rhein'[6]). Wichtiger aber ist die Frage, welcher Art denn die beabsichtigten Gedichte werden sollten. Rein lyrisch offenbar ‚Abschied vom Rhein' und auch der Sonnenuntergang, den der Dichter vom Straßburger Münster aus erlebt hatte. Symbolisierend ist gewiß zu denken, was Müller von den drei Lilien in Goethes Wappen sagen wollte, vielleicht so ähnlich wie es Wilhelm Smets oder Moritz Carriere, am besten ein Ungenannter später ausgedeutet hat[7]). Der läßt drei Musen die Leiern anbringen und die Wiege segnen:

Melpomene, die Muse
Von tragisch ernstem Spiel,
Erato, der vor allen
Sein deutsches Lied gefiel,
Kalliope, die selten
Noch einen Dichter schmückt,
Sie haben ihm das Siegel
Der Weihe aufgedrückt.

Ohne Zweifel hätten ‚Drachenfels' und ‚Rolandseck' die bekannten Sagen darstellen oder wenigstens berühren sollen; und daß Kaiser Karl auf der goldenen Brücke bei Rüdesheim episch ausgeführt werden sollte, ist kaum zu bezweifeln; aber gewiß wäre das ganze ausgeklungen in ein Lob des Rheinweins, dem der „alte Zecher" schon soviele feuchtfröhliche Lieder geweiht hatte, noch um die Jahreswende 1825/26 den Zyklus von der „Schönen Kellnerin von Bacharach" (erschienen 1827).

Wilhelm Müller hat keines der geplanten Gedichte mehr ausgeführt. Die Heimreise[8]) führte ihn noch nach Weinsberg zu Justinus Kerner; auch nach Weimar, wo er bei Goethe

zu Tiſche war. Hier traf er auch ſeinen Livländer Freund, den Baron Simolin wieder, der ihn fand, „voll von Dichterentwürfen: Rheinlieder ſollten geſungen werden, dem Johannisberg, dem Hauſe Goethes, auch dem Eintritt unter das Dach ſeines Stuttgarter Freundes ſollte ein Klang gewidmet werden.“ Aber kaum in Deſſau angelangt, ſtand er an der Pforte der andern Welt: am 1. Oktober war er eine Leiche. Er ſelber ſcheint ſchon, nach den Geſprächen, die er in Weinsberg führte, Todesahnungen gehegt zu haben, wenn auch ſeine nächſten Angehörigen durch den Tod überraſcht wurden; nicht ſo Uhland, der „zweifellos mit Rückſicht auf die Anzeichen von Müllers bevorſtehendem Ende“[9]), dieſem beim Abſchied die weihevollen Verſe ins Stammbuch ſchrieb:

Wohl blühet jedem Jahre
Sein Frühling, ſüß und licht;
Auch jener große, klare —
Getroſt, er fehlt dir nicht;
Er iſt dir noch beſchieden
Am Ziele deiner Bahn,
Du ahneſt ihn hienieden
Und droben bricht er an.

Seine Idee aber lebte und wirkte weiter. Alle Dichter, welche „Karls Segen“ übernahmen, haben Schwabs Mitteilung unmittelbar oder wieder mittelbar durch ihre Vorgänger gekannt, ſind ſomit von W. Müller abhängig und ihm verpflichtet: ſie haben ausgeführt, was ihm der frühe Tod verſagt hatte.

Daß dies für Geibel gilt, iſt mir ſicher. Daß er die Äußerung Müllers kennen konnte, haben wir erwieſen. Daß er ſie gekannt und genutzt hat, folgt aus der völligen Identität ſeiner Dichtung mit Müllers Entwurf, worin nur ein Element — nicht fehlt, ſondern bloß als ſelbſtverſtändlich nicht beſonders genannt wird. Denn wenn Karl über die Brücke ſchreitet, ſo legt jeder ſich unwillkürlich die Frage vor:

wo kann er dann herkommen? Schwerlich von anderswo, als von Aachen! Und wenn er von hier kommt, so muß er aus seiner Gruft sich erhoben haben. Daß zwei Dichter unabhängig voneinander auf die Idee kommen könnten, Kaiser Karl die Trauben segnen zu lassen, ist wohl möglich; daß sie aber genau die gleichen Einzelheiten benutzen (Rüdesheim, die wunderbare Brücke), ist nicht auf bloßen Zufall zurückzuführen. Unsere weitere Ausführung wird dieses Moment noch erheblich verstärken.

Nun aber erheben sich Stimmen, und zwar von tüchtigen Kennern rheinischer Sage, welche die Müllersche Idee und Geibels Romanze für bloße dichterische Fiktion halten, der keinerlei echte Sage zugrunde liege. So urteilt Alexander Kaufmann[10]: „Ein altes, echtes Zeugnis für diese Sage ist mir nicht bekannt geworden.“ Und Weidenbach stimmt ihm bei, indem er von einem besonderen Punkte sagt: „An der goldenen Brücke von Rüdesheim ist nichts Volkstümliches.“

Wäre Wilhelm Müller wirklich der Erfinder dieses Sagenstoffes, so wäre ihm ein selten glücklicher Wurf gelungen: er wäre der geniale Schöpfer einer neuen Sage geworden, die gerade durch den Einschlag des Wunderbaren dem deutschen Gemüte entgegenkommt. Nun gibt es gewiß ähnliche Fälle; wenn ich von dem immerhin zweifelhaften Verfahren Brentanos absehe, dem viele die Schöpfung der Loreleysage zuschreiben, so leidet es keinen Zweifel, daß Uhland in mehreren Fällen sagenschöpferisch tätig gewesen ist, u. a. im „Schenken von Limburg“ und im „Roland Schildträger“. Müller aber lag die Karlssage an sich nicht fern; schon früher hatte er die Sage vom Frankenberger-See in einem Zyklus von vier Romanzen gestaltet, und zwar wahrscheinlich durch einen Aufenthalt in Aachen dazu angeregt[11]). Zur Entscheidung darüber, ob er auch im Rheingau eine Lokalsage behandeln wollte, müssen wir die zugrunde liegenden

einzelnen Motive unterſuchen. Dieſe „Rheinſage“ ruht zunächſt auf einem hiſtoriſch-geographiſchen Hintergrunde, d. i. Karls des Großen Bedeutung für den Weinbau im Rheingau. Dazu treten völlig ſagenhafte Elemente: einmal die übern Rhein ſich wölbende wunderbare Brücke; dann die heilige Johannisnacht — ein Umſtand, der zwar weder bei Müller noch Geibel beſonders hervorgehoben wird, aber wie aus dem Zuſammenhang, ſo aus anderen Bearbeitungen erſichtlich iſt —; endlich der Volksglaube, daß Karl aus ſeiner Gruft (zu Aachen) erſteht.

III.

Vom Weinbau im Rheingau und Karl d. Gr.

Wann im Rheingau die erſten Reben gepflanzt worden ſind, darüber herrſchte unter den gelehrten Forſchern lange Zeit erbitterter Streit, der auch heute noch nicht völlig ausgeglichen iſt. Im allgemeinen hat der Anbau der Reben, den die Römer begonnen, nur langſam von der Moſel zum Rhein übergegriffen; nach den Zerſtörungen durch die Völkerwanderung blühte der Weinbau allmählich wieder auf. Unter den Merowingern breitete er ſich auch am rechten Rheinufer aus, das 8. Jahrhundert meldet auch im Rheingau von ſo vielen Weinbergſchenkungen, daß man daraus auf eine ſchon ganz gewöhnliche Kultur der Rebe ſchließen darf. „Kurz vor dem Krönungsjahr Karls des Großen iſt der Weinbau den Rhein bis Bonn hinabgeſtiegen[12]).“ In Rüdesheim bezeugt freilich erſt die früheſte Urkunde von 864 den Weinbau, und die Rodung des berühmten Rüdesheimer Bergs fällt nach einer Urkunde Erzbiſchofs Siegfrieds gar erſt in das Jahr 1074.

Uns aber kümmert hier weniger die wirkliche Geſchichte des Rheingauer Weinbaus, als was das Volk ſich ſpäter darüber erzählte.

Über die Rheingauer Volkstradition erhalten wir von 1765 bis 1827 (und darüber hinaus) eine fortlaufende Zeugenreihe, die wir nun vernehmen wollen.

[v. Forſter[12a]:] Der Rheingauer Weinbau. Frankfurt und Leipzig 1765 S. 6: „Endlich gaben ſich die Bewohner des Rheingaues ſelbſt mit einem Hiſtörgen ab; daß nämlich Karl der Große die erſten Weinreben aus Orleans[12b]:) nach Rüdesheim gebracht habe; welcher Erzählung es aber von allen Seiten an Beweistum, Grund und folglich auch an Glauben gebricht."

Da hier von einem im Volke verbreiteten Hiſtörchen geſprochen wird, ſo iſt die Volksſage unzweifelhaft älter. Indeſſen iſt es mir bislang nicht gelungen, ein älteres Zeugnis dafür aufzufinden.

Phil. Wilh. Gercken. Reiſen durch Schwaben, Baiern uſw. III. Teil von verſchiedenen Ländern am Rhein uſw. Stendal 1786 S. 87 (in Anm.): „. . es iſt wohl zu glauben, daß bereits Karl der Große, wie er ſeinen Wohnſitz und Lieblingsort Ingelheim angelegt, zugleich auch damals ſchon die zum Weinbau ſo ſchön gelegene Gegend des Rheingaues mit Reben hat bepflanzen laſſen."

A. v. Reccum. Einzelne Betrachtungen aus der Geſchichte Deutſchlands. Mainz 1799 enth. S. 25/43: Abhandlung über den erſten Weinbau am Rhein.

(P.) Hermann Bär, Diplomatiſche Nachrichten von der natürlichen Beſchaffenheit und Kultur des Rheingaues = Beiträge zur Mainzer Geſchichte, Stück 2, Mainz 1790 berichtet über Winkel: „Eine alte, unter den Winklern hergebrachte Sage . . (ſchreibt die Anlage der vielleicht römiſchen Weinkeller) Karl dem Großen zu."

Bärs Schrift war mir nur zugänglich durch das Zitat in (v. Strambergs) Rhein. Antiquarius, Mittelrhein II 11 S. 151 (vgl. 202 f.).

A. Klebe. Reise auf dem Rhein durch die deutschen und französischen Rheinländer nach Aachen und Spa. Bd. 2. Frankfurt 1802. S. 31 (² 1806 S. 260): „Man nimmt an, daß der erste Anbau der Reben im Rheingau im 6. Jahrhundert in den Zeiten der Merowinger geschehen sey. Zwei Jahrhunderte später verbesserte man ihn, und selbst Karl der Große hatte Verdienste um diese Veredlung des Weinbaues. Die Wälder am Rhein wurden zum Teil gerichtet und mit Reben bepflanzt, die auf seinen Befehl zum Teil aus dem Innern von Gallien gebracht wurden. Dadurch ward er der Stifter des edlen Weinbaus im Rheingau. Alten Urkunden zufolge kannte man im 13. Jahrhundert nur zwei Arten von Wein, den hunischen und den fränkischen."

Alois Schreiber. Anleitung den Rhein und die Mosel und die Bäder des Taunus zu bereisen. Heidelberg 1812. S. 345: „Nach einer noch gangbaren Tradition im Rheingaue (Unterrheingau) soll Karl der Große den ersten Weinstock von Orleans nach Rüdesheim haben verpflanzen lassen."

Alois Schreiber. Handbuch für Reisende am Rhein von Schaffhausen bis Holland, in die schönsten anliegenden Gegenden und an die dortigen Heilquellen. Heidelberg 1813 (² o. J. = 1818).

(² S. 142): „Noch ist zu bemerken, daß Karl der Große, als er von seiner Pfalz von Ingelheim aus, auf dem Rüdesheimer Berg den Schnee früher schmelzen sah, als in der übrigen Gegend, Reben aus Burgund und Orleans dahin bringen ließ. Orländer heißen jetzt noch die am meisten daselbst wachsenden Trauben des Berges."

Joh. Isaak Frh. von Gerning (1767—1837). Die Heilquellen am Taunus. In 4 Gesängen. Leipzig 1813. S. 141:

Unter dem Niederwald bewahren die Kunde der Vorzeit
Trümmer mit Efeuschmuck, heiter sich spiegelnd im Rhein,

Rüdesheim — es erzieht und pflegt noch ſorglich des Weinſtocks,
Den ins Muttergefild pflanzte der mächtige Karl,
Blickend von Ingelheim, wo noch in der ſtolzen Ruine
Seine Größe ſich zeigt und zu dem Wanderer ſpricht.
Zwar es verſank, wie Teutſchlands Ruhm, dies herrliche Denkmal,
Aber das Land blüht noch, das er zum Garten erſchuf.

Joh. Jſ. v. Gerning. Die Rheingegenden von Mainz bis Cölln. Wiesbaden 1819. S. 93: „Die erſten Reben ſollen von Karl dem Großen aus Orleans (wo zwar jetzt kein guter Wein mehr wächſt) und der Champagne dahin [nach Rüdesheim] verpflanzt worden ſeyn, als er in Ingelheim hier zuerſt den Schnee zerſchmelzen ſah, der noch jetzt früher als auf den umliegenden Höhen daſelbſt verſchwindet. Noch heißen die wohlſchmeckenden und dickhäutigen Rüdesheimer Berg-Trauben: Orlänner (oder welſche Orleans), und zwar verdankt man ſie noch jenem großen Karl, wenn auch nicht urkundlich ſeiner Anpflanzungen gedacht wird.“

Wer hat von dem Motiv, das den Kaiſer Karl bewogen haben ſoll, am Rüdesheimer Berg die Rebe zu pflegen, nämlich der frühen Schneeſchmelze, zuerſt geſprochen, Schreiber oder Gerning? Faſt ſcheint es mir, als ob letzterer dieſe Erfindung gemacht habe und nicht wenig ſtolz darauf ſei. Doch iſt es gewiß auch nicht ausgeſchloſſen, daß es ein Zug ſein kann, der zu dem Rheingauer „Hiſtörgen“ von Karl als Rebenpflanzer von Haus aus gehörte.

Niklas Vogt. Rheiniſche Geſchichten III (Frankfurt a. M. 1817) S. 64: „Die bei weitem größere Anpflanzung des Weinſtocks [im Rheingau] iſt durch Karl den Großen bewirkt worden. Nach dieſes Kaiſers Verordnungen mußten bei ſeinen Maierhöfen alle Arten von Obſt, Getreide und auch Reben gepflanzt werden. Es wird ſchon dadurch gewiß, daß er nebſt den Anhöhen bei Nierſtein und Hochheim um ſo mehr jene des Rheingaues habe anbauen laſſen, weil ſie ſeinem Lieblingspalaſte gegenüber, und längs dem Rheine gegen die Nordluft

geſchützt, der Morgenſonne gleichſam dargeboten lagen. Der gelehrte Pater Hermann Bär hat in ſeinen Beiträgen zur Mainzer Geſchichte es ſogar durch die zur Zeit der Karlinger vorkommenden Nahmen der Weine und Trauben dargetan, daß der Rheingau unter dieſem Kaiſer vorzüglich angebaut worden ſey. Wenn man nun noch erwägt, daß die Nahmen der Ortſchaften Weinheim und Weinkeller, jetzt Winkel, welche gegeneinander am Rhein über liegen, offenbar (!) auf eine Überfahrt und ein Weinlager des kaiſerlichen Palaſtes deuten, ſo wird dieſe Behauptung außer allen Zweifel geſetzt. Man kann alſo annehmen, daß ſchon unter Karl dem Großen die vorzüglichſten Hügel des Rheingaues mit Weinſtöcken beſetzt waren."

Hier wird reichlich mit Vermutungen gearbeitet.

W. Smets, Taſchenbuch für Rheinreiſende hiſtoriſch, topographiſch und poetiſch bearbeitet, 1818, erwähnt S. 17 ganz kurz: „im reichen, blühenden Rheingau, wo Karl d. Gr. die erſten Reben pflanzte."

Adolf Storck. Darſtellungen aus dem Preußiſchen Rhein- und Moſellande. 1. Bdchn. Eſſen u. Duisburg, Bädeker 1818 S. 91 f.: „Der Anblick des gegenüberliegenden ſchon längſt angebauten linken Rheinufers, mit den ſchönen Paläſten zu Ingelheim und Mainz, lockte zur Nachahmung. Noch vor Karl d. Gr. in den Zeiten der Merowinger wurden im Rheingau Reben gepflanzt; der große Kaiſer aber, wie die Volksſage erzählt und wie es auch glaublich iſt, mochte aus ſeinem Palaſte zu Ingelheim herüber ſich die Verbeſſerung des Rebenbaues angelegen ſein und beſſere Rebenſorten aus Frankreich haben kommen laſſen. Ihm ſchreiben wenigſtens die Rüdesheimer die Einführung der Orlänner Trauben zu, und der im Mittelalter ſogen. Franzwein zum Unterſchied vom huniſchen, der wohl von dem bis dahin gepflegten, nach den Hunnen benannten Weinſtock gewonnen wurde, mag von den Franken den

Namen haben. Diese Franztrauben wurden jedoch auch nachher von den Rießlingen verdrängt, die jetzt allgemein sind." S. 111 erzählt noch: auch die Einwohner von Winkel „halten Karl d. Gr. selbst für den Stifter des Weinlagers, wovon ihr Ort den Namen hat" (wincelle von vini cella).

Frz. Jos. Bodmann, Rheingauische Altertümer, Mainz 1819, S. 393 ff. spricht sich über alle die von seinen Vorgängern berührten, zum Teil verwirrten historischen Fragen mit erfreulicher Sachkenntnis recht vernünftig aus. „Daß Karl der Große Vater unseres Rheingauischen Weinbaues gewesen seye, ist ebenso unrichtig, als die ihm beygemessene Veredlung desselben durch eingeführte neue Traubensorten unerweislich ist; — hingegen ist es wahrscheinlich, daß er durch seine Rheingauischen Frohnhöfe sowohl, als sonst, treffliche Kulturmuster dort gegeben, die Industrie ermuntert, und zur Besserung und Ausdehnung des Weinwachses Veranlassung gegeben habe." — Bodmann kritisiert dann besonders die Phantastereien Vogts und schließt mit der Feststellung — die Beweisstellen lassen wir hier fort —: „Alles, was wir von Karls Sorge für den deutschen Weinbau zuverlässig wissen, beruhet im Folgenden: 1) er ließ sich jährlich von seinen Obermeyern um Weihnachten berichten, wieviel Wein auf jedem Frohnhofe eingekeltert worden seye; 2) er befahl, daß alle Wirtschaften, welche Weinberge zu verwalten hatten, jährlich Ableger (Reiflinge) von fruchtbaren Reben zur Nach- und neuen Pflanzung einschicken sollten; 3) er verbot, die Trauben nicht mit Füßen zu treten, sondern mit dem Stampfe, und zu keltern; 4) endlich, er verbot die Weinverfälschungen, und setzte Strafe darauf."

J[ohann] K[onrad] Dahl. Historisch-statistisches Panorama des Rheinstroms von Bingen bis Coblenz. Heidelberg 1820 S. 15—17: „Ihr [der Niederburg bei Rüdesheim] Alter

mag wohl mit der Anlegung des Rüdesheimer Hauptberges mit Orleanſchen Trauben von Karl dem Großen in gleiche Zeit fallen. Wenn ich hier, wie ſoviel andere Geſchicht- und Reiſebeſchreiber, Karl dem Großen die Anlegung des Rüdesheimer Berges mit Orleanſchen Trauben zuſchreibe, ſo bin ich denungeachtet weit entfernt, demſelben die erſte Anlage von Weinreben im Rheingau und insbeſondere zu Rüdesheim zuzueignen. Vielmehr glaube ich, daß lange vor dem großen Karl im Rheingau, in einer für den Weinbau ſo günſtigen Gegend, Reben, aber freilich erſt ſparſam, gepflanzt waren . . ."

„In den älteſten Urkunden des Rheingaues findet man faſt überall zweierlei Sorten des Weins. Die erſte und ſchlechtere, aber häufigſte, hieß Huniſcher Wein (vinum hunnicum), die zweite und beſſere Sorte aber Fränkiſcher Wein (vinum Francum, Francile). Letzterer war rot, erſterer weiß. Dieſer ward lange Zeit vor Karl dem Großen im Rheingau gebaut und erzielt; den andern und roten aber brachte Karl der Große und ſeine unmittelbaren Nachfolger aus Frankreich nach Deutſchland, namentlich auch nach Ingelheim, und in das Rheingau, ſo wie dann auch Karl der Große die beſſere und weiße Sorte des fränkiſchen Weines von Orleans nach Rüdesheim brachte. Und ſo mag die Volksſage von Karl dem Großen in ſo weit gegründet ſeyn, daß er als der zweite Stifter des Rheingaues, und namentlich des Rüdesheimer Weinbaues zu betrachten und zu verehren ſey.

„Dieſe Meinung könnte uns nun auch auf die Frage führen: Ob Karl der Große ſich auch zuweilen in Rüdesheim aufgehalten habe? Unwahrſcheinlich iſt dieſes nicht, beſonders wenn man die Nähe von Ingelheim erwägt, wo Karl ſo gern weilte; dann die Karolingiſchen Säulen und großen Säle in der alten Burg mit zu Hülfe nimmt, und die Lilien, welche die Ritter zu Rüdesheim, als königliche Burghüter

daſelbſt, im Wappenſchilde führten, nicht ohne Deutung auf fränkiſche Herrſchaft laſſen will."

Auguſt Klingemann, Blätter aus meinem Reiſetagebuche, 1 Bd. Braunſchweig 1823 erwähnt, daß in Aßmannshauſen noch „Reben echt fränkiſchen Urſprungs von Karls des Großen Zeiten her" wüchſen.

Joh. Metzger. Der Rheiniſche Weinbau in theoretiſcher und praktiſcher Beziehung bearbeitet, Heidelberg 1827, wollen wir nur noch deshalb heranziehen, weil er ſich am ausführlichſten über die rheiniſchen (nicht bloß rheingauiſchen) Weinnamen ausläßt; S. 93 ff. ſpricht er über die „xxx te Familie Orleans" (Anm.: Der Name Orleans von Orleans in Frankreich, wo ſie herſtammen).

„Orleanzer, Orleans u. Orlenzer, Orläniſch; im Rheingau.
Weißer Wälſcher; bei Straßburg und Weiſenburg.
Rolländer; in Zwingenberg am Neckar (ſcheint eine Namensverwechſelung zu ſeyn).
Harthengſt; am Haardtgebirge und bei Nierſtein.
Hartheiniſch, weiße Hartheiniſch; an der Bergſtraße.
Rüdesheimer Bergtraube, Orleans; in der Ortenau.
„Orleanzer. Sprenger I p. 357. — Hartheniſch. Breuchel p. 142. — Weißer Orleaner. Sommer p. 35. — Orleanstraube, Rüdesheimer Bergtraube. Hörter II p. 82.
„1. Bemerkung. Dieſe Traubenvarietät ſoll durch Kaiſer Karl den Großen, der in Ingelheim reſidierte und für den rheiniſchen Weinbau ſehr viel getan hat, aus Orleans gekommen, und an den Rüdesheimer Berg zuerſt verpflanzt worden ſeyn."

(S. 96.) 3. Grüner Orleans.
Orläniſch, Orlenzer, Orleans, Orleanzer; im Rheingau.
Grüner Hartheiniſch; in der Gegend von Heidelberg.
Orleans von Rüdesheim; zu Kenzingen im Breisgau."

Es kann nicht unſre Aufgabe ſein, zu der berühmten Streitfrage, was man unter huniſchem und fränkiſchem Weine

zu verſtehen habe, Stellung zu nehmen[13]). Nur ſoviel möchte ich ſagen, daß zwiſchen vinum Francum und dem Namen Orlänner höchſt wahrſcheinlich ein Zuſammenhang beſteht. Die von Metzger angeführte Form Orlenzer iſt inſofern nicht ohne Bedeutung für unſere Frage, als ſie mit der mittelhochd. Form des Städtenamens „Orlens“ zuſammenhängt und mithin wohl die älteſte Sprachform unter all den angeführten darſtellt. Nun kann kein Zweifel ſein, daß gerade dieſer Name der Reben es geweſen iſt, der das Volk darauf brachte, einen Zuſammenhang mit Karl dem Großen anzunehmen. Iſt dem aber ſo, ſo beſteht kein Bedenken, jene Volksſage oder jenes „Hiſtörgen“, von dem v. Forſter (1765) ſpricht, ſchon dem Mittelalter zuzuweiſen, obwohl uns ſonſt kein früheres ausdrückliches Zeugnis für das Vorhandenſein einer älteren Sage ſpricht.

Was die verworrenen Vermutungen der angeführten Autoren angeht, ſo intereſſieren auch ſie uns hier nicht, ebenſowenig die Frage, inwieweit der einzelne von ſeinen Vorgängern abhängig und beeinflußt iſt[14]). Wir betonen hier nur, daß die vorgeführte Reihe ein geſchloſſenes Zeugnis dafür darſtellt, daß von 1765 bis 1827 im Rheingau eine Volkstradition in dem Sinne beſtand, daß Karl der Große Reben von Orleans in Rüdesheim angepflanzt habe. Mochte alſo Wilhelm Müller bei ſeiner Rheinreiſe ſich auf die gedruckte Literatur verlaſſen oder ſich in Bingen oder Rüdesheim mündlich erkundigen, ein Märchen dieſes Inhalts bekam er ſtets vorgeſetzt. Es war eben die feſtgewordene Rheingauer und Rüdesheimer Tradition.

Auch die Späteren haben ſich, wie natürlich, mit dieſer Tradition befaſſen müſſen. Ich führe aber, und auch das bloß zur Vervollſtändigung, nur noch drei Zeugen vor, denen beſondere Urteilsfähigkeit nicht abzuſprechen iſt. Karl Simrock (Das mal. u. rom. Rheinland. Leipzig 1847. S. 302) faßt nochmals Sage und Tatſachen kurz zuſammen: „Der

Sage nach ſoll Karl d. Gr. von ſeinem Palaſte von Ingelheim aus beobachtet haben, daß alljährlich im ganzen Rheingau der Schnee nirgend früher als auf dem Rüdesheimer Berge geſchmolzen ſei, worauf er Befehl gegeben, Reben aus Orleans kommen und hier anlegen zu laſſen. Es iſt zwar urkundlich erwieſen, daß erſt Erzbiſchof Siegfried I. den Rüdesheimer Berg Winzern zur Bepflanzung überließ, obgleich ſchon vor Karls d. Gr. Zeit Weinbau im Rheingau getrieben wurde; die Orleanstraube herrſcht aber noch heute im Rüdesheimer Berge vor."

Moritz Heyne, deſſen wir ſchon oben gedachten, weiß (1901) ziemlich abweiſend zu berichten (De. Hausaltertümer II. Das deutſche Nahrungsweſen. S. 119): „[So wird von Karl d. Gr.] erzählt, daß er bei Anlage der Weinberge um Ingelheim Reben aus Ungarn, Italien, Spanien, Burgund, der Champagne und Lothringen habe kommen laſſen. Gleichzeitige Quellen erwähnen davon freilich nichts, die Sage von der Anlage der Ingelheimer Weinberge durch Karl d. Gr. ſcheint ſich erſt ſpäter ausgebildet zu haben." Da Heyne für ſeine Angaben keinerlei Beleg und Beweis bringt, ſo dürfen wir ſie wohl als irrtümlich anſehen[14a]). Der neueſte Geſchichtſchreiber des Rheingaus, der kritiſchen Sinnes die Überlieferung wertet, Paul Richter (Geſch. d. Rheingaues 1902 S. 21 ff.) urteilt von der „ſinnvollen Sage" über Rüdesheim: „So viel Wahrheit mag in der Sage ſtecken, daß Karl, mit ſeinem weiten Blick und offenen Verſtändnis für alle Dinge der ihn umgebenden Welt, auch dem rheingauiſchen Weinbau ſeine beſondere Aufmerkſamkeit wird gewidmet und ihn dadurch auf mannigfache Weiſe gefördert haben. — Schon vorher werden durch die königlichen Domänen und die Güter der Großgrundbeſitzer Keime der alten römiſchen Kultur von den linksrheiniſchen und den um den Main gelegenen Ländern in das zurückgebliebene rheingauiſche Bergland verpflanzt worden ſein . . .

Aber vor der Zeit Karls des Großen gibt es keinerlei Zeugnisse für die Kultur des rheingauischen Weines[14b])".

IV.

Die wunderbare Brücke. Die Johannisnacht.

Es fragt sich aber, ob jene Rheingauer Volkstradition nichts weiter enthielt, als daß sie Karl d. Gr. zum Vater des Rüdesheimer Rebenbaues machte. Gern verknüpft sonst die Volkssage wunderbare Vorgänge mit Erinnerungen historischer Art; hier würde aber, soweit unsere bisherige Feststellung geht, nichts vorliegen, als ein ziemlich nüchternes „historisches Faktum" (im Sinne der Sage, nicht der wirklichen Geschichte). Wenn wir dort einen sicheren Beweis für das Vorhandensein einer solchen Sage führen konnten, so können wir für das Folgende nur einen Wahrscheinlichkeitsbeweis erbringen.

Wunderbrücken begegnen uns in vielen Mythen und Sagen. Wie es scheint, beruhen sie auf uralter Belebung von Naturvorgängen, wie Regenbogen oder Spiegelungen ähnlich der Fata Morgana. Die Brücke Bifröst in der Edda ist das bekannteste Beispiel; man erklärt den Namen als „bebende Strecke oder Brücke" und leitet sie aus den Erscheinungen des Regenbogens ab[15]). Die Asen ziehen auf derselben nach Walhall; gegen die Riesen muß man sie bewachen; mit der Götterdämmerung wird sie zusammenbrechen. Von wunderbaren (ledernen, eisernen, silbernen) Nebelbrücken erzählt das Volk sich viel in den Alpenländern[16]). Nach persischem Glauben führt von der Erde ins Jenseits die haarscharfe Scheidebrücke, die unseren Dichtern vielfach zum sittlichen Symbol geworden ist, z. B. Rückert[17]):

Zwischen Zeit und Ewigkeit
Steht die Scheidungsbrücke . . .

Auch Eichendorff ſcheint davon abhängig, wenn er ſingt[18]:)

Die Welt mit ihrem Gram und Glück,
Will ich, ein Pilger froh bereit,
Betreten nur wie eine Brücke
Zu dir, Herr, überm Strom der Zeit.

Um aber bei neueren und deutſchen Sagen zu bleiben, ſo werden über den Regenbogen die Seelen der Gerechten von den Schutzengeln in den Himmel geführt. Oder: auf dem „Himmelskring", d. i. dem Regenbogen, ſteigen die Toten zum Himmel empor, die Engel zur Erde hernieder[19]). Aber auch andere Wunderbrücken gibt es. Von der Landskrone nach Neuenahr ſpannte ſich über die Ahr hin eine Brücke, damit zwei Freunde oder ein Liebespaar länger zuſammenſein oder zuſammenkommen konnten[20]). In Thüringen ſoll einſt von der Schleuſenburg nach Oberkranichfeld eine Luftbrücke gebaut und begangen worden ſein[21]). Einer Mirage vor Akkon erwähnt Kaufmann[22]), worin eine große Brücke, auf der man Reiter und Fußgänger ſich bewegen ſah, einen Hauptbeſtandteil bildete.

Aber ſchwerlich haben Müller oder Geibel an eine Luftbrücke gedacht, ſondern ſie laſſen Kaiſer Karl über eine Waſſerbrücke wandeln. Nun iſt ja von vornherein zuzugeben, daß Müller bei ſeiner Anweſenheit in Bingen oder Rüdesheim einen wunderbaren Mondabend am Rhein kann erlebt haben, der ſeine dichteriſche Phantaſie von ſelbſt auf das Bild einer Wunderbrücke geführt hätte. Nicht einmal der Kalender erhebt Widerſpruch, da am 14. Auguſt des Jahres 1827 Vollmond war. Ebenſowenig iſt aber zu vergeſſen (und auch die ſpäteren Bearbeiter des Stoffes beſtätigen dies), daß gerade Vollmond bei ſolchem Zauber nötiges romantiſches und poetiſches Requiſit iſt. Wie man ſich dieſen Zauber zu denken hat, kann Fontane lehren, der in „Grete Minde" (13. Abſchnitt) ähnliche Erſcheinungen auf dem Spiegel der Elbe ſchildert: „Die Nebel waren fortgezogen,

silbergrüne Wiesen dehnten sich hüben und drüben, und dazwischen flimmerte der Strom, über den der Mond eben seine Lichtbrücke baute."

Aber Dichterphantasie und Volksphantasie ist nicht allzu verschieden. Seit Petrus auf Geheiß seines Meisters so wunderbar über die Wellen wandelte, ist dies eine Lieblingsvorstellung des christlichen Volkes geworden; in zahllosen Legenden wandeln Menschen trockenen Fußes über das Wasser[23]). Ich erinnere hier nur, wegen der Nähe des Schauplatzes, an die heilige Ritza, die bei Koblenz über den Rhein oder die Mosel geht. Gertrudis, Kaiser Karls und seiner ersten namenlosen Gemahlin Tochter, ging über den brückenlosen Main, und bis heute sieht dort der Schiffer in den gekräuselten Wellen der Fürstin Fußstapfen[24]). Ähnliche Sagen werden aus dem Aargau berichtet, wo die Königstochter auf der Aare bis in den Rhein wandert. „Noch sieht der Fromme in stillen Nächten die Fußstapfen der Königin auf den Wellen der Aare in mildem Glanze leuchten." Warum soll, was man sich von Karls Tochter erzählte, nicht auch von diesem selbst erzählt worden sein?

Nach dem Volksglauben haben drei Tage im Jahre besondere Bedeutung für den Wein: Christnacht, Neujahr und Johannistag oder -nacht. In der Stunde, wo Christus geboren wurde („mitten im kalten Winter, wohl zu der halben Nacht"), da verwandelt sich alles Wasser in Wein. Aber auch: „wenn's ein gutes Weinjahr geben soll, so hört man in der Christnacht um 12 Uhr ein Klopfen an den Butten der Kelter"[25]). Goethe ließ sich von Wallfahrern auf dem Rochusberge erzählen: „Wenn in der Christnacht die Weine in den Fässern sich bewegen, so hofft man auf ein gutes Weinjahr"[26]). Neujahr ist wohl nur Stellvertreter für Weihnachten. So heißt es bei Uhland, Die Geisterkelter (1834), von Neujahr:

Er kündet froh und preiſet laut,
Was ihm die Wundernacht vertraut;
Denn wenn die Geiſterkelter ſchafft,
Iſt guter Herbſt unzweifelhaft.

Aber noch heiliger und bedeutungsvoller iſt die Zeit der Rebenblüte, die gewöhnlich um die Zeit Johannis des Täufers (24. Juni) fällt. „Soll es ein gutes Weinjahr geben, ſo ſteigt, zur Zeit der Rebenblüte, ein ſüßer Weinduft aus dem Boden [des verſunkenen Schloßkellers] hervor.“ In Ettendorf „hört man zur Zeit der Rebenblüte ein Klingen“, das rührt von einem Schellenmännlein, das mit hellem Silberglöcklein durch die Rebengelände wandelt und guten Wein verheißt. Ähnlich fidelt in Brunſtadt das Weingeigerlein[27]). Wenn man am Johannistag die Weinſtöcke ſchüttelt, ſo bekommt der Wein ein „Bodengefährt“, d. i. einen angenehmen Geruch und Erdgeſchmack[28]). Brentano weiß von der Mitſommerzeit,

„da der Wein im Faß ſich rührt, weil er Rebenblüte ſpürt“[29]).

So iſt kein Wunder, wenn gerade in der mit Wundern über und über geſegneten Johannisnacht[30]) Kaiſer Karl ſich aufmacht, um nach ſeinen Reben zu ſehen. Ich glaube nicht, daß Dichter ſich das bloß ſo zurechtgelegt haben; vielmehr iſt es eine Volkstradition, die ſehr wohl zu all dem andern Glauben und Aberglauben ſtimmt, der ſich an das Johannisfeſt einerſeits, anderſeits an die Geſtalt des erſten großen Kaiſers knüpft.

Wir dürfen m. E. deshalb mit Recht annehmen, daß jene Volkstradition im Rheingau, mit deren Unterſuchung wir uns beſchäftigen, ſich alſo kurz zuſammenfaſſen läßt: Kaiſer Karl hat (von Ingelheim aus?) Reben aus Orleans bei Rüdesheim pflanzen laſſen; in der Johannisnacht wandelt er über den Strom und ſieht nach ſeinen Reben, bei Mondenſchein kann man noch jetzt ſeine Fußſtapfen im Strome ſehen.

Besteht dieser Schluß einigermaßen zu Recht, so ist auch W. Müller mit seiner Idee gerechtfertigt, die darstellen sollte: „die goldene Brücke über den Rhein, die der Vollmond bei Rüdesheim darüber strahlte, und worauf Kaiser Karl hinüberschreitet, um nach seinen Reben zu sehen.“ Es ist das für uns also keine b l o ß e „dichterische Vorstellung“ mehr, keine unvolkstümliche Fiktion, sondern sein Plan ruhte wirklich auf einer damals noch an Ort und Stelle lebendigen Volkssage. Dabei sei aber zugegeben, daß auch der D i c h t e r Müller, von jener Sage gepackt, jene volksmäßige Grundlage sofort erweitert hat, besonders in der Betonung der „goldenen Brücke“; worin es ihm dann alle seine Nachfolger gleich taten. Kehren wir zu Geibel zurück, so finden wir noch eine, allerdings naheliegende Erweiterung, die vielleicht auch schon Müller vorgeschwebt hat. Woher kommt der Kaiser bei seiner nächtlichen Fahrt? Hätte die Rheingauer Tradition auch diese Frage sich gestellt, so hätte sie wahrscheinlich geantwortet: von Ingelheim herüber. Stellten Müller und Geibel oder sonst wer die gleiche Frage, so lautete gewiß die Antwort: aus dem Grabe! Also muß er die weite Reise von Aachen bis nach Rüdesheim machen; er muß aus dem Grabe erstanden sein. Dies letzte Motiv in Geibels Dichtung — ob Müller es sich schon gestellt, muß ja in der Schwebe bleiben — schreiben wir nicht der Volkssage zu, sondern der poetischen Imagination. Das schließt aber nicht aus, daß auch dies Motiv weiter zurückreicht. Ja, es hat sogar eine reiche Geschichte. Dies soll der nächste Abschnitt darlegen.

V.

D e r a u s d e m G r a b e r s t e h e n d e K a i s e r K a r l. — D i e R o m a n t i k e r. — D e r w a n d e r n d e K a i s e r, z u e r s t b e i B e e r (1829).

Die Spuren solchen Volksglaubens, wenn auch für Karl d. Gr. nicht allzu häufig bezeugt, reichen sichtbar bis

ins frühe Mittelalter zurück. Erinnern wir uns, wie Otto III. im Jahre 1000 sich der Gruft seines großen Vorgängers nahte, und welcher Fabelkranz sich an dies Ereignis geknüpft hat! Solche Fabeln aber setzen einen allgemeinen Volksglauben voraus, daß große Männer, wie Karl, nicht sterben, sondern weiterleben. Nicht in Grabeshügeln oder Kirchen denkt sich das Volk solche Herrscher ruhend, sondern in Bergeshöhle oder auch in Wassertiefen ruhen und wohnen sie. Es entspricht das zugleich dem allgemeinen Seelen- und Totenkult der Germanen. So ruht auch Karl im Desenberge oder bei Herstelle; oder in dem tiefen Brunnen bei der Burg von Nürnberg; oder als Karl Quinte im Gudensberge im Hessenlande; am bekanntesten geworden ist wohl sein Schlaf im sagenreichen Untersberge bei Salzburg, wo er im Verein mit Kaiser Friedrich haust — ich brauche Allbekanntes nicht weiter auszuführen: es ist ein Volksglauben, der einen alten Göttermythus auf Helden, Fürsten, Könige und Kaiser überträgt[31]). Auch wie diese Vorstellung bei unserem Volke weitergelebt und sich allmählich unter seltsamer Wandelung geschichtlicher Persönlichkeiten in der berühmten Kyffhäuser-Sage gleichsam kryställisiert hat, setze ich als bekannt voraus. Höchstens das eine möchte ich noch betonen, daß des Volkes Sehnsucht besonders in schlimmen Tagen zu solchen Sagen sich flüchtet und daß sich mit dem Auferstehen der Helden gewöhnlich die Erwartung großer Kriege und entscheidender Schlachten, oft auch die Sage vom Antichrist und vom Weltuntergange, und eschatologische Vorstellungen von besseren Zeiten oder der Welt-Erneuerung verknüpft. Übrigens beschränken sich solche Sagen nicht auf uns Deutsche; bei vielen Völkern, in der ganzen Welt finden wir Ähnliches wieder: in Spanien, Schottland, bei Dänen, Polen, Tschechen, Serben usw. So sammelt in den schottischen Grampians-Bergen Tom der Reimer seine Ritter und wartet, bis der rechte Mann kommt,

dem die britiſchen Inſeln gehorchen ſollen. Oder: Marko, der Königsſohn, ſchläft in den Gebirgen Serbiens. Wenn einmal das Schwert, das er in das Adriatiſche Meer geſchleudert hat, durch die Flut ans Land geſpült wird und in die Hände eines Helden gerät, dann bricht Marko aus dem Gebirge hervor und gründet das große Slavenreich im Süden[32]).

Gemeinſam iſt all dieſen Sagen, daß die unterirdiſch fortlebenden oder -ſchlafenden Helden zeitweilig erwachen oder bei beſtimmten Ereigniſſen ihre Gruft verlaſſen. Das muß alſo auch von Karl d. Gr. gelten; aber zunächſt und hauptſächlich konnte dieſer Glaube nur fern von Aachen entſtehen und ſich halten. Denn daß man hier ihn oder ſeinen Sohn Ludwig ſich jemals im Lousberg hauſend gedacht habe, iſt bloß der ſchlechte Scherz eines ſpäteren Stribenten[33]). Hier in Aachen konnte zwar die Kenntnis ſeines Grabes verloren gehen; aber nicht der Glaube, daß er wirklich im Münſter ruhe bzw. geruht habe.

Iſt nun aber ein Volksglaube nachzuweiſen, daß der Kaiſer aus ſeiner Münſtergruft erſtanden ſei? Sicher iſt das nicht. Zwei Zeugniſſe aus dem Mittelalter hat man darauf bezogen; die eine ſetzt wohl die Gruft in Aachen voraus, aber ohne ſie ausdrücklich zu nennen. Zum Jahre 1099 nämlich berichtet Ekkehard von Aura oder Aurach in ſeiner allgemeinen Chronik davon, daß manche Kreuzfahrer, von falſchen Prpoheten verführt, geglaubt hätten, Kaiſer Karl ſei auferſtanden, um am Kreuzzuge teilzunehmen (M. G. H. SS. VI, 215): inde fabulosum illud confictum est de Karolo Magno quasi de mortuis in id ipsum resuscitato et alio nescio quo nihilominus redivivo . .[34]). Offenbar iſt dies eine „unmittelbare Zutat der fortdichtenden Volksphantaſie", die ſchließlich Karl ſchon bei Lebzeiten den Zug zum heiligen Lande unternehmen ließ. Auch die Sächſiſche Weltchronik berichtet im 13. Jahrhundert von den Kreuzfahrern: „Se wânden ôc, dat de

Konig Karl upgestanden wâre und mit in vôre unde se geleitede“[35]). Nun wäre die Sache für Aachen entſchieden, wenn richtig wäre, was Kampers behauptet, daß gerade hier in Aachen der Volksglaube gelebt habe, man erwarte Karls Auferſtehung und Wiederkehr vor dem Weltgerichte: er beruft ſich auf den Humaniſten Johannes von Montreuil (de Monasteriolo), der zur Zeit der großen Reformkonzilien lebte. Aber Kampers hat die betreffende Stelle[36]) falſch bezogen: nicht von Karl d. Gr. glaubte man in Aachen, ſondern die Briten glaubten vom ſagenhaften König Artur, daß er vor dem Weltende wiederkehren wird[37]).

Von einem beſtimmten, in Aachen und Umgegend lokaliſierten Glauben des Volkes an Karls Auferſtehen aus der Münſtergruft, kann alſo nach den Zeugniſſen des Mittelalters nicht die Rede ſein; wohl aber dürfen wir behaupten, daß auf dem Hintergrunde ſolch allgemeinen, auch von Karl nicht abliegenden und anderwärts für ihn bezeugten Fortlebens des Helden ganz natürlich iſt, wenn in politiſch bewegten Zeiten die Dichter, die beweglichſten aller Volksgenoſſen, ſich dieſen Zug lebendiger Volksſage aneignen, um es als poetiſches Bild weiter auszumalen. Aber auch das iſt erſt ſpät geſchehen. Wenn in der Neuzeit die Kyffhäuſer-Sage andere und auch König Karl allmählich zugunſten Friedrichs verdrängt hat[38]), ſo laſſen erſt die Freiheitskriege unſere Dichter auch zu Karl zurückkehren. Daß ſie ihn dann nicht, wie Barbaroſſa aus dem Kyffhäuſer, ſo aus ſeiner Bergesgruft erſtehen laſſen, ſondern aus ſeinem Grab in Aachen unterm Münſter, obwohl ja ſeine Gebeine längſt nicht mehr unterirdiſch ruhten, das hängt wieder mit dem hiſtoriſchen Gange des Befreiungskampfes zuſammen. Der Rhein war frei geworden, durchs Rheinland ging der Marſch der verbündeten Heere, über Aachen wälzte ſich ein Teil derſelben in die Niederlande hinein, und die alte Kaiſerſtadt gewann plötzlich wieder die ihr längſt verlorengegangene politiſche

Bedeutung. Von den Dichtern betraten viele ſelbſt das Münſter und ſtanden ergriffen auf dem Steine inmitten des Oktogons, wo damals zu leſen war: Carolo Magno. Keiner dieſer Beſucher zweifelte, daß darunter die Gebeine des großen Helden ruhten oder einſt geruht hatten. Sie ſahen den altertümlichen Marmorthron im Hochmünſter, und des alten Reiches Macht und Herrlichkeit erſtand wieder vor ihren geiſtigen Augen. Da ruft als erſter Max von Schenkendorf ‚Am 28. Januar 1814‘ den Kaiſer zum tauſendjährigen Gedenktag ſeines Todes aus ſeiner Gruft herauf[39]):

Hat dir von unſ'rer Welt
Im Grabe nicht geträumet?
. . . . . .

Nun rufen wir dir zu:
Geliebtes Haupt, erwache,
Erſteh von langer Ruh!
Vollziehe du die Rache.

Steh auf in Herrlichkeit
Nimm Schwert und Zepter wieder,
Dann kommt die beſſ're Zeit.
Vom Himmel zu uns nieder (uſw.)

Und wiederum gibt derſelbe[40]) der Sehnſucht Ausdruck, daß ein neuer Kaiſer ſich auf den Stuhl des großen Karl ſetzen möge:

Komm vom Himmel uns herab,
Den wir alle froh begrüßen,
Dem wir ſinken zu den Füßen,
Steig' empor aus tiefem Grab!

Etwa gleichzeitig erinnert Friedrich Rückert an den „Stuhl zu Aachen“[41]). Anſpielend auf einen geſchichtlich nicht ganz aufgeklärten Vorgang, der ſich im Jahre 1804 zugetragen haben mußte[42]), wo die Kaiſerin Joſephine ſich im Übermut auf den Krönungsſtuhl im Hochmünſter geſetzt haben ſoll, weiß er zu berichten:

Aber Karls des Großen Schatten
Stieg zuletzt aus seiner Gruft —
Oder ist's sein Geist gewesen,
Der vom Himmel niederfuhr?

August B e r c h t[43]) läßt den Marschall Blücher auf des Kaisers Grabe im Münster mit dem Aufwachenden ein Zwiegespräch halten.

Wilhelm S m e t s hat dann in einem allerdings späteren Gedichte[44]) den bloßen Wunsch in einfache Handlung umgesetzt. Bei der Erhebung der Leiche Karls habe man alle Insignien (Krone, Schwert, Sporen, Mantel) unter die Fürstentümer verteilt; nur das elfenbeinerne Hüfthorn und der steinerne Krönungsstuhl sei im Münster zurückgeblieben; und darum sei jetzt Karl zu „des Reiches Grenzwächter" geworden:

Als des Reiches treuer Wächter
Nachts aus seinem Grab er steiget,
Forscht, ob teutschen Ruhms Verächter
Sich nicht kampfgerüstet zeiget.

Und sein Hüfthorn hallt es wieder,
Ruft, zum Kampf sich aufzuraffen;
Auf den Stuhl dann sitzt er nieder,
Betend für des Reiches Waffen.

Als nun diese patriotische Tendenz, die Sehnsucht der Besten nach Einigung des Reiches ein frommer Traum blieb, als vielmehr die Zersplitterung größer wurde und die gegenseitige Eifersucht sich immer hitziger gebärdete, da nimmt es uns kein wunder, wenn die Verdrossenheit mit den politischen Zuständen auch in pessimistisch-sarkastischer Weise am gleichen Stoffe zum Ausdruck kommt. Das ist zuerst der Fall in einer Ballade des jung verstorbenen Michael B e e r (1800—1833)[45]).

Um Mitternacht in Aachen,
Im Dome unterm Chor,
Da steigt aus seinem Grabe
Der Kaiser Karl hervor.

Nun läßt er den Kaiſer ſich umſehen in ſeinem, im deutſchen Lande; aber leider findet er alles verändert, das Reich und ſeine Macht vernichtet, kehrt um und legt ſich enttäuſcht wieder ins Grab. Ein politiſches Gedicht alſo, über deſſen Entſtehung wir durch Beers Briefwechſel mit Immermann gut unterrichtet ſind[46]). Am 29. November 1829 überſandte er von Paris aus dem Freunde dieſe „phantaſtiſche Romanze", die er „bereits in A a ch e n ſelbſt, wo ſie entſtanden, vollendet hätte", wenn ihm „nicht ein fataler Kopfſchmerz durchs Gehirn gefahren wäre". Nun erfahren wir zufällig aus Alfred v. Reumonts Jugenderinnerungen, daß Michael Beer in Aachen beim 2. Niederrheiniſchen Muſikfeſte (7.—9. Juni 1829) auftauchte[47]). Damals, als er, von Düſſeldorf kommend, das Aachener Münſter beſichtigte und unter Barbaroſſas Kronleuchter auf dem Stein mit der Inſchrift Carolo Magno ſtand (worunter er, wie faſt alle Beſucher, die Stätte des Grabes annahm), muß der Plan in dem Dichter aufgetaucht ſein. Immermann tadelt an dem Gedichte, daß die politiſche Idee nicht rein und ſcharf genug hervortrete. Das Gedicht erſchien nach des Dichters frühem Tode dennoch unverändert in den Geſammelten Werken (1835); der Titel ſtammt vielleicht erſt von Beers Freunde, dem Herausgeber Eduard von Schenk.

Wie Beer ſelbſt geſteht, lehnt er ſich ſtark an, ja er hat die Einkleidung ſelbſt entlehnt von Z e d l i t z e n s Ballade „Die nächtliche Heerſchau":

Nachts um die zwölfte Stunde
Verläßt der Tambour ſein Grab . . .

die, 1828 gedichtet, damals Aufſehen machte, bald in alle lebenden Sprachen Europas überſetzt und vielfach parodiert wurde[48]). Freilich wirkt Beer, gegen Zedlitz gehalten, nüchtern und proſaiſch, wie er überhaupt ein Verſtandesmenſch war. Während Beer mit müder Reſignation ſchließt, weckt Zedlitz Begeiſterung, wenn auch für Fremde:

„Frankreich!“ ist die Parole,
Die Losung „St. Helena!“

Möglicherweise aber hat auch ein zweites, weniger bekannt gewordenes Gedicht von Zedlitz Beers Darstellung mitbeeinflußt, vorausgesetzt freilich, daß auch das „Geisterschiff“ damals schon veröffentlicht und ihm bekannt war[49]). Jedenfalls bewegt sich dessen Gedanke in der gleichen, zeitgemäßen Richtung.

In der Nacht des fünften Mai erwacht in der Gruft von St. Helena Napoleons Leib, besteigt das Geisterschiff, das, die Segel vom Winde geschwellt, ihn rasch der geliebten Heimat entgegenträgt; aber vergeblich sucht er sein altes Reich, seinen Thron und seinen Erben:

„Er sucht seine Städte und findet sie nicht,
Er suchet die Völker umher,
Die, als er gewandelt im Sonnenlicht,
Ihn umwogt wie ein flutendes Meer!“

Wir sehen, wie hier dies Motiv der Karls- und deutschen Kaisersage mithilft, den in Frankreich neu erwachten Napoleonkult zu stützen[50]). Das Motiv hatte freilich schon fast zehn Jahre früher[51]), mächtiger und poetischer, Heinrich Heine in den „Grenadieren“ benutzt:

Dann reitet mein Kaiser wohl über mein Grab,
Viel Schwerter klirren und blitzen;
Dann steig' ich gewaffnet hervor aus dem Grab' —,
Den Kaiser, den Kaiser zu schützen!

Karl und Napoleon! Eigenartig, daß auch die Literatur darauf zurückführt! Wie der Korse geflissentlich seiner Herrschaft mit seinem großen Vorgängerr, dem Gründer des Frankenreiches, in Beziehung zu setzen wußte, wie er sich gern als den größern Karl feiern ließ, wie er hierum besonders in Aachen bemüht war[52]), ist uns bekannt: es war für ihn ein politisches Mittel gewesen, Sympathien zu gewinnen.

Kehren wir aber zu unserem Thema zurück, so hat sich erwiesen, daß die Wanderung des Kaisers Karl aus seiner Gruft in Aachen an den Rhein keine, weder alte noch junge, Volkssage darstellt, sondern nur auf „poetischer Imagination" beruht, die von der vaterländisch erregten Romantik ihren Ausgang genommen hat. Immerhin ist sie so volkstümlich gehalten und aufgefaßt, daß man sie kaum von echter Sage zu unterscheiden vermöchte, wenn man ihr nicht in literarhistorischer Untersuchung auf den Grund sieht.

VI.

Die literarische Entwicklung der Müllerschen Idee (1827) bis zu Freiligrath (1843). Beurteilung der verschiedenen Fassungen.

Doch retten wir uns vom politischen Gebiet und Lied wieder auf neutralen Grund und Boden, kehren wir zu den Reben und zum Rhein zurück! Wir müssen die literarische Entwicklung unseres Stoffes von Karl dem Rebenpflanzer noch erweitern und zusammenfassen. Gleichzeitig mit Beer, der von W. Müller und seiner schönen Idee noch nichts wissen konnte, verfaßte August Wilhelm v. Schlegel sein „Trinklied. Zu singen am Namenstage Karls des Großen"[53]).

Hier begegnen uns die schon oben hervorgehobenen Gedanken von Kaiser Karls Reben. Ich würde freilich diese schlechten, in geschraubtem Witz einherstolzierenden Verse des allzu eitlen Mannes, dem wir so vortreffliche Übersetzungen fremder Meister verdanken, gerne übergehen, wenn nicht der große Name Schlegels wie auch die Stelle der Veröffentlichung (Berliner Musenalmanach f. 1830) es wahrscheinlich machte, daß gerade durch seine Verse die nächsten Bearbeiter auf Karls Reben aufmerksam wurden. Schlegel preist den „edlen Ingelheimer" und rühmt von Karl:

Am Rüdesheimer Berge
Hat er den Wein gepflanzt,
Wo Nixen ſonſt und Zwerge
Um Hattos Turm getanzt.

Die „Nixen“ und namentlich die „Zwerge“ tanzen natürlich nur um des Reimes willen um Hattos Turm[54]).

Ob Geibel, als er die „Rheinſage“ dichtete, auch Schlegels Verſe gekannt hat, können wir nicht ohne weiteres entſcheiden. Er iſt aber, wie es ſcheint, der erſte geweſen, der (1834, ſ. oben) Karl als den Rebenſegner vorführt. Denn die beiden andern Dichter, die wir noch zu nennen haben, haben ihre Dichtungen erſt nach dieſem Jahre ausgeführt. Offenbar an Schlegels Anfangs- und Schlußſtrophe:

Es lebe Karl der Große,
Ein echter teutſcher Mann,
Und jeder Teutſche ſtoße
Mit ſeinem Becher an!

wie auch an die ſchon vorgeführten Zeilen ſeines Liedes knüpft der Öſterreicher Adolf Ritter zu Tſchabuſchnigg an, deſſen Lied ich nur aus einer neueren Anthologie anführen kann[55]), ‚Die Rheinbrücke zu Rüdesheim‘:

Zu Rüdesheim am Rheine,
Da wächſt ein edler Wein,
Der Kaiſer Karl ſoll leben!
Er pflanzte die edlen Reben
Zu Rüdesheim am Rhein.

Das Gedicht findet ſich aber weder in der erſten noch zweiten (und den folgenden) Auflagen von Tſchabuſchniggs Gedichten (Wien 1833; [2] 1841; [3] 1864; [4] 1871); noch iſt es in einer ſeiner ſonſtigen Sammlungen (Neue Gedichte 1851; Aus dem Zauberwalde 1856; Nach der Sonnenwende 1876; in Reclams Univ.-Bibl.) nachzuweiſen.

Genauer läßt ſich die Entſtehungszeit angeben für Joh. Bapt. Rouſſeaus Dichtung, die ganz ſicher nach Geibel,

vermutlich aber auch nach des Österreichers Verſen entſtanden iſt. „Karl der Traubenſegner“ findet ſich zuerſt im: Omnibus zwiſchen Rhein und Niemen, Nr. 5 (1840) Nr. 6 S. 21 (Rheinſagen von J. B. Rouſſeau: ‚Die Geiſterbrücke bei Rüdesheim‘), ſodann in den Geſammelten Dichtungen Rouſſeaus, Bdch. 1 (Köln 1841) S. 18 und dürfte wohl nicht lange vor 1840 gedichtet ſein. Denn es ſteht in keiner der früheren Sammlungen ſeiner Gedichte, auch noch nicht in den ‚Romanzen und Zeitbildern‘ Düſſeldorf 1838, in die unſer Gedicht ſo gut hineingepaßt und in die es auch gewiß Aufnahme gefunden hätte, falls es damals ſchon vorgelegen. Somit wird die Entſtehungszeit wohl zwiſchen 1838 und 1840 liegen[58]).

Ein Vergleich der drei Bearbeitungen, der ſich uns von ſelber aufdrängt, iſt nicht bloß äſthetiſch anziehend, ſondern kann vielleicht auch die Beſtimmung ihrer Zeitfolge noch verſtärken und beſtätigen. Offenbar hatte der öſterreichiſche Dichter, als er die „Rheinbrücke“ ſchrieb, den Rhein noch nicht mit Augen geſehen und kannte die Anlage rheiniſcher Weinberge nicht, wenn er von Kaiſer Karl ſagt:

In ihren Laubgewinden
Verſaß er manche Zeit,

oder weiterhin:

Jenſeits in grünen Lauben
Schwellen und reifen die Trauben.

Er denkt ſie ſich eben wachſen, wie im Süden, wie es auch in ſeiner kärntiſchen Heimat der Fall war. Rouſſeau aber verrät ebenſo durch den Anfang ſeiner Romanze, daß er in Aachen längere Zeit anſäſſig geweſen iſt. Unſer beſonderes Intereſſe konzentriert ſich auf die „Wunderbrücke“. Bei Tſchabuſchnigg ſind es die Elfen, die auf ſein (d. i. des Kaiſers) Gebot die Brücke bauen; ſie weben dieſelbe „aus Mondesſtrahlen und Tau“, und zwar hoch über die Wogen,

also eine Luftbrücke. Anders bei Rousseau. Der Zauberstab versetzt den Kaiser aus dem Grabe unmittelbar an das Rheinufer gegenüber von Rüdesheim. Ob er nun selber mit dem Stabe auch die Brücke hinzaubert, wird nicht deutlich; doch scheinen auch hier Sterne und Mond dieselbe zu bauen, wenigstens zu bilden:

Die Strahlen der Sterne entsteigen
Wie schlanke Pfeiler der Flut;
Eine blitzende goldene Brücke
Der Mond auf der Fläche ruht.

Demgemäß geht diese Brücke nicht hoch, dem Regenbogen gleich, sondern senkt sich unmittelbar auf das Wasser. Schlicht und einfach gehts bei Geibel zu; die wunderbaren Tatsachen sind da, aber sie kommen uns ganz natürlich und selbstverständlich vor; die Brücke entsteht, ohne Elfenhilfe und ohne Zauberstab! Geibel bedarf auch keiner besonderen Motivierung, wie und weshalb der Kaiser nach Rüdesheim will. Die beiden andern aber glauben das ausführlich motivieren zu müssen. Bei Tschabuschnigg ist das Motiv eigenartig, aber es schmeckt stark materialistisch und selbstsüchtig: nur weil Kaiser Karl bei Lebzeiten den Saft seiner Trauben nicht gekostet, weil er darüber weggestorben ist, deshalb muß er aus dem Grabe zurückkehren; es will uns zweifelhaft vorkommen, ob solch schleckerhafte Begier solche Wunder wert sei. Bei Rousseau leitet den Kaiser wenigstens ein höheres Interesse:

Noch in der Gruft zu Aachen
An seine Schöpfungen denkt,
Karol, der dem Volk am Rheine
Die ersten Trauben geschenkt.

Darum muß er in der Zeit der Traubenblüte seine Rebpflanzungen besichtigen und segnen. Seltsam aber ist, daß Karl bei Rousseau mitten auf der Brücke Halt macht, hier — die Brücke wäre also eigentlich unnötig gewesen — seinen

Segen ſpricht und dann, ohne nach Rüdesheim hinüberzugehen, nach Aachen zurückkehrt. Hier ſieht man deutlich, daß Rouſſeau von ſeinen Vorgängern die Brücke übernommen hat, die er nur als Staffage braucht, ohne Notwendigkeit und Zweck. Der Kärtner Poet, in allem glücklicher als der manierierte Rouſſeau, erwähnt der Rückkehr gar nicht; faſt als ob's dem Kaiſer beim Trunke ſo wohl behagte, daß er wie ein Lotophage der Heimkehr vergeſſen hätte! Auch hier iſt Geibel der feinere Dichter: Der Kaiſer vergißt nicht, die Reben zu ſegnen „an jedem Ort", und dann erſt wandert er nach Aachen zurück. Daran, daß Tſchabuſchnigg und Rouſſeau ausführlich und beſonders motivieren zu müſſen glauben, geben ſie ſich als die Späteren, als die Nachahmer kund. Wenn ſie beide den Kaiſer aus der Gruft in Aachen kommen laſſen — Tſchabuſchnigg hätte das gar nicht nötig gehabt[57]) — ſo ſchließe ich aus dieſem Umſtand, daß beide Geibels Dichtung vor Augen hatten. Für Tſchabuſchnigg folgere ich dies auch noch aus verſchiedenen Einzelheiten; ſo läßt er den Kaiſer hinüberſchreiten „vom Krönungstalar umbreitet". Vgl. bei Geibel: „mit Schwert und Purpurmantel". Ferner: „in goldnem Mondenſchein"; bei Geibel: „in goldner Mondenpracht". Endlich kann man auch auf den Titel „Die Rheinbrücke bei Rüdesheim" hinweiſen; vgl. den Anfang bei Geibel. — Daß Rouſſeau ſowohl den Öſterreicher wie auch Geibel gekannt hat, iſt an ſich bei ſeiner, beſonders in Almanachen und Taſchenbüchern bekundeten journaliſtiſchen Geſchäftigkeit und Literaturkenntnis wahrſcheinlich. Sein Gedicht ſcheint es ebenſo zu zeigen durch das faſt krampfhafte Bemühen, um jeden Preis Neues zu bringen, was von den Vorgängern abweicht.

Es unterliegt wohl für die Gegenwart keinem Zweifel mehr, daß von den drei Gedichten, deren jedes ſeine beſonderen Vorzüge hat und keines für durchaus mißlungen gelten kann, dennoch dasjenige Geibels dichteriſch am wertvollſten iſt.

Alle Beurteiler ſtimmen darin überein; freilich hat es auch nicht an einer Ausnahme gefehlt.

Geibels ‚Gedichte‘ fanden beifällige Aufnahme beim Publikum — er ſelbſt erlebte noch die 100. Auflage *dieſer* erſten lyriſchen Sammlung! — aber die zeitgenöſſiſche Kritik hat ihn, zum Teil mit Recht, ziemlich unſanft behandelt. Eine Beſprechung in den „Halliſchen Jahrbüchern“ von Echtermeyer und Ruge, dem angeſehenen Organ der jungdeutſchen Schule, nimmt insbeſondere unſere „Rheinſage“ aufs Korn: „Ein recht ſonderbares Gedicht . . . Es iſt Nacht, der Mond ſpiegelt ſich im Rhein, Kaiſer Karl ſteht aus dem Grabe auf — wie ſich verſteht, mit Krone und Purpurmantel — und was tut er?

Bei Rüdesheim, da funkelt
Der Mond ins Waſſer hinein.

Wie, bloß bei Rüdesheim? Aber weiter:

Und baut eine goldene Brücke
Wohl über den grünen Rhein.

Nun, aber doch wohl keine Brücke zum Fahren und Gehen, ſondern eine ſolche, wie ſie Anaſtaſius Grün in ſeinem „Schutt“ aus den Strahlen der Abendſonne nach Amerika baut, bloß eine Brücke für die Phantaſie? Nein:

Der Kaiſer geht hinüber
Und ſchreitet langſam fort,
Und ſegnet längs dem Strome
Die Reben an jedem Ort.

Und dies iſt ſein ganzes Tun; denn nachdem er es getan, geht er wieder nach Aachen und legt ſich ſchlafen. Es iſt gut, daß dieſe Brücke der Mondſtrahlen überall ſein kann, wo ſich ein Auge befindet, nicht bloß bei Rüdesheim; denn dies kann dem Kaiſer vielleicht helfen, leichter nach Aachen zu kommen. Und ſolche Schwebelei ohne Gedanken und Anſchauung ſoll eine Rheinſage *ſein oder werden*!“

Ohne Zweifel iſt dieſe Kritik, wie die ganze Beſprechung, ungerecht gegen den Dichter. Der Rezenſent durfte die Romanze ablehnen, ihr Trivialität oder Weichlichkeit vorwerfen, das war ſein gutes Recht; aber was er angreift, iſt Phantaſie und das Wunderbare — und doch hat das Wunderbare ſeit dem berühmten Streit zwiſchen Gottſched und Bodmer, den Schweizern und den Leipzigern, in unſerer Poeſie über den rein nüchternen Verſtand immer wieder geſiegt. Keine Epoche hat es ausſchließen können, ſelbſt der Realismus, kraſſeſte Naturalismus hat es, in ſeiner Weiſe, in ſeinen Dienſt geſtellt. Wo erzielt z. B. Gerhard Hauptmann tiefere Wirkungen, als wenn er mitten zwiſchen die grauſamen Zuſtände im Armenhauſe (in „Hanneles Himmelfahrt") unmittelbar das Himmelswunder hineinſtellt? Da werden wir doch auch Geibel ſeine Wunderbrücke und dergleichen nicht verübeln, ſondern glauben dürfen. „Wer den Dichter will verſtehen, muß in Dichters Lande gehen"[58]). Natürlich fordert er von uns, daß wir ihm gläubig zuhören, wie Kinder, die den Märchen der Mutter lauſchen. Mit Recht erwiderte a. a. O. Nr. 218, 18. Sept. eine ‚Antikritik' von Kgl. — Franz Kugler (1808—1858), der bekannte Kunſthiſtoriker, ſelbſt Dichter und Geibels treuer Freund — u. a.: „Der Dichter läßt den Schatten Karls aus dem Grabe ſteigen, die Reben am Rhein hin ſegnen, er läßt ihn auf der goldenen Brücke, die der Mondſchein auf dem Waſſer bildet, den Fluß überſchreiten — aber das iſt dem Rezenſenten wieder ‚Schwebelei ohne Gedanken und Anſchauung'. Ich weiß hierauf nichts weiter zu erwidern, als wiederum nur, daß man, um den Dichter zu verſtehen, poetiſches Gefühl und ein wenig Phantaſie mitbringen müſſe —, ich appelliere an den Leſer." Im übrigen tadelt er an der Kritik beſonders, daß ſie das Gute und Gelungene in der Sammlung gefliſſentlich überſehen habe.

An die rein poetiſche Behandlung unſeres Stoffes reiht ſich abſchließend noch ein politiſches Gedicht. Es iſt Freiligraths „Des Kaiſers Segen“[59]). Freiligrath nimmt, zum Teil in wörtlichen Zitaten, unmittelbar Bezug auf Geibels „Rheinſage“, die ſchon bald weit bekannt und berühmt geworden war. Zudem erklärt ſich dieſe Anlehnung aus dem eben gemeinſam mit Geibel, Schücking und vielen andern, vorübergehend eingekehrten Gäſten verlebten luſtigen „Poeten-Sommer“ des Jahres 1843 in St. Goar. Vom November 1843, nach Geibels Abreiſe, iſt Freiligraths ſarkaſtiſche Dichtung denn auch datiert. Es iſt auch die im Gedichte vorausgeſetzte Zeit; die Wein-Leſe iſt vorbei, „in Unkel trank man Neuen“. Es ſcheint mir allerdings gegenüber dem ſchönen Gedanken W. Müllers (Johannis-Nacht und Traubenblüte) keine glückliche Änderung, die den Kaiſer von der Traubenleſe zurückkehren läßt. Indeſſen, das Gedicht iſt rein ſubjektiv gehalten; der Dichter geht von den Rebenbergen aus den Rhein aufwärts:

„Ich bin die ganze Nacht hindurch
Den Rhein hinaufgeſchritten.“

Da begegnet ihm des großen Kaiſers Schatten, um Mitternacht:

Und hinter Erpel in dem Feld,
Da iſt er mir begegnet,
Der große Karl, der Frankenheld,
Der ſeine Trauben ſegnet.
Er ging mit ernſtem Angeſicht,
In ſeinen Grabgewanden;
Er ging einher in Glanz und Licht,
Zum Segnen auferſtanden.

Rings aber ſingen Reben und Felſen ein demokratiſch Lied; ſie wiſſen:

Er ſegnet nicht im Rheingau bloß
Die ſtolzen Herrenſtöcke,

nicht bloß die Fürſtenwinzer und die Fäſſer der Reichen, nein auch den letzten Winzer und die Bütten armer Halfen:

Der Kaiſer weiß, was allen frommt,
Am ganzen grünen Strome!
Sanft ruh' er, bis er wiederkommt,
Zu Aachen in dem Dome!

Der ſoziale Einſchlag iſt es, das tiefe Mitgefühl mit allen Armen, Elenden, Bedrückten, was den damaligen Gedichten Freiligraths ihre Note gibt; er wandelt ſich in jener Zeit zum Demokraten, iſt aber noch nicht (wie 1846 im „Ça ira!") zu den roten Radikalen und Revolutionären übergegangen. So hinterläßt „Kaiſer Karls Wanderung" einen tiefen Eindruck.

Formell wäre noch zu erwähnen, daß die von uns angezogenen Gedichte von Zedlitz (1828 bzw. 1829), Beer (1829 bzw. 1835), A. W. v. Schlegel (1829 bzw. 1830), Geibel (1834 bzw. 1836), J. B. Rouſſeau (1840) alleſamt die gleiche Strophenform aufweiſen, alſo auch in dieſer Hinſicht eine kontinuierliche Reihe bilden, die kaum auf Zufall, und bei einigen von ihnen auf bewußter Abſicht beruht. Was insbeſondere Geibel angeht, ſo wird dadurch für ihn die Kenntnis des Zedlitzſchen Gedichtes ſicher erwieſen, vielleicht auch des Schlegelſchen.

VII.

Die Epigonen: der auferſtehende, der rebenpflanzende, der rebenſegnende Kaiſer. Bedeutung der „Rheinſage".

Mit Freiligrath iſt die Entwicklung unſres Stoffes abgeſchloſſen. Die junge, bei W. Müller 1827 zuerſt auftretende, aber auf älterem Sagengrunde ruhende „Rheinſage" iſt zuſammengefloſſen mit dem politiſchen Strome, der, ebenfalls ein mittelalterliches Motiv in ſeinem Bette mitführend, von den Freiheitsſängern (1814) ſeinen Ausgang genommen hatte.

Es folgen nun noch einige Epigonen — Nach- und Ausklänge, über die ich mich kurz faſſen kann. Vielleicht

ſind mir auch einzelne Vertreter entgangen; auf Vollſtändigkeit kann es hierbei nicht ankommen. Die rein politiſche Tendenz vertritt noch einmal unſer rheiniſcher Dichter Wolfgang Müller von Königswinter (1857)[60]. Nicht gerade zum beſten; obwohl er auch Gutes leiſten kann, ſo hat ihn die Leichtigkeit des Reimens zu einem Übermaß der Produktion geführt, die ſeinem Ruhme ſchadet. Er läßt den Kaiſer nicht wandern, ſondern umgehen im Aachener Dome und einen langen Klage-Monolog halten über die Entartung der Deutſchen:

Wann wird ein Ziel, ihr Toren,
Der falſchen Art geſtellt?
O Gott, wann wird geboren,
Der Zukunft ſtarker Held,
Der auf dem Meer das Ruder,
Das Schwert im Felde führt,
Und dem der Name „Bruder"
‚Des großen Karl, gebührt?

Natürlich hat er nach 1870, als die Erfüllung da war, einige entſprechende Strophen angeflickt. Was er ausdrücken wollte, das hatten Rückert, Geibel und viele andere mit ihrer Wiedergabe der Kyffhäuſerſage viel beſſer gemacht, nicht rhetoriſierend, ſondern mit friſchen Farben eine einfache Handlung vorführend. Wolfgang Müller gibt hier ein Beiſpiel jener patriotiſchen Poeſie, wie ſie nicht ſein ſollte, wie ſie aber, leider oft amtlich abgeſtempelt und faſt aufgedrängt, ſo lange Zeit Schulen und Land überſchwemmt hat. Das iſt hoffentlich für allezeit tot und begraben:

Gott ſchenke ihr Ruh in Gnaden
Bis über den jüngſten Tag!

Dann ſind Kaiſer Karls Reben nochmals gefeiert worden von Gottfried Kinkel. Mit jenem echt rheiniſchen Humor, der ihn trotz aller bittern Lebensſchickſale bis ans Ende nie verlaſſen hat, läßt er den alten Kellermeiſter Konrad

ſelber die Reben von Orleans herüberholen. Ferner in ſeiner ſchlichten Weiſe von dem Schwaben Karl Gerok[61]), (1815 bis 1890), der in ſeiner Sammlung „Sterne und Blumen“ (1868), zunächſt zur Belehrung der eigenen Kinder, dann „der deutſchen Jugend zu Luſt und Lehre“ acht Stückchen aus dem Leben Karls hübſch erzählt hat, von denen uns das erſte und beſte Stück ſo lieb und vertraut geworden iſt: „Als Kaiſer Karl zur Schule kam und wollte viſitieren . .“ Aber auch Karl als zweiter Noah iſt hübſch fabuliert und ausgeführt.

Endlich kenne ich noch zwei Wiederaufnahmen im Geibelſchen Sinne, beide von Dichterinnen. Die eine hat Dorothea von Paſchowsky zur Verfaſſerin[62]), ſie läßt den Schatten aus den Fluten des Rheines emportauchen und den ganzen Rheinſtrom entlang wandeln; ſeltſamerweiſe kehrt er aber trotzdem in die Gruft nach Aachen heim. Das überlange Gedicht kann von dem Rheinzauber nicht genug kriegen: Nixen und Feen — und Rolandseck und Rheinſtein — die Lurlei und den Nibelungenhort uſw. Die letzten beiden Strophen genügten und wären ganz hübſch, wenn ihr Inhalt neu wäre. Beſſer macht es T. Reſa — die Verfaſſerin allerliebſter Humoresken und bekannte Mitarbeiterin der „Fliegenden Blätter“ —, die in der Schilderung des „Rheinſommers“[63]) als Vertreter der Sage neben der Loreley den rebenſegnenden Kaiſer auftreten läßt; auch ſie iſt mittelbar von Geibels Gedicht (und ſchließlich von Müllers Idee) gefeſſelt:

Und wenn in Morgendüften
Der Mond ſein Goldſchild neigt,
Aus Aachens Kaiſergrüften
Carolus Magnus ſteigt:
Und ſegnet all das Leben
Die Höhn und Täler all,
Die Roſen und die Reben
Und jeder Woge Schwall.

Wir ſind am Ende unſerer Wanderung! Feierliches Glockenläuten, dem wir von fernen Hügeln am Waldesrande

andächtig lauſchten, klingt noch lange nach in unſerm Ohr, zittert noch länger nach in unſerm Herzen: ſo auch der Sage liebliches Geläut! Echte Geſchichtsſage — ich ſpreche nicht von albernen Fabeleien, nicht von wüſten Entſtellungen der wirklichen Geſchichte — iſt der feinſte Extrakt geſchichtlichen Sinnes, und ihre poetiſche Geſtaltung durch gottbegnadete Dichter muß wirken wie die Blume und die Kraft guten, alten Weines. Zu ſolch echter Sage rechne ich auch, trotz ihrer jungen, erſt neuzeitlichen Bezeugung und Entwicklung, die Erzählung von Karl dem Traubenſegner, und zwar in doppelter Hinſicht: einmal weil ſie uns Kaiſer Karl als den großen Kulturträger vorführt, der er, und insbeſondere für die Landeskultur, wirklich geweſen iſt; dann aber hebe ich nochmals den tiefen, allgemeingültigen, ſittlichen Grundgedanken hervor. Wie im Grunde jeder Menſch und wir alle ohne Ausnahme, ſo fühlt ſich erſt recht der große Mann nicht an den vergänglichen Augenblick gebunden; ſein Augenmaß reicht weiter, ſeine Wirkſamkeit gilt der Zukunft: dem Enkel ſchattet das gepflanzte Reis, dem Enkel bringt die gepflanzte Rebe Frucht. Darum ſteigt Kaiſer Karl aus der Gruft an die Oberwelt, um ſich perſönlich vom Gedeihen ſeiner Pflanzungen zu überzeugen und dasſelbe mit ſeinem wunderkräftigen Segen zu begleiten. Von verſunkenen Glocken erzählt ſich vielerorten unſer Volk, deren Schall in geweihter Stunde dem Auserwählten erklingt — und er kann die Töne nimmermehr vergeſſen: damit möchte ich auch die Sage vergleichen, wie Kaiſer Karl am deutſchen Strome ſeine Reben ſegnet — ſeit frommer Dichtermund den verſchollenen Klang wieder aufgefangen und neugeſtaltet hat, wird das nimmermehr vergehen und verklingen, vielmehr:

Allen Herzen wird lebendig
Was aus Herzensgrund geboren,
Singt und klingt nun noch beſtändig,
Bleibt auf ewig unverloren!

Zuſatz.

Nachträglich ſtieß ich noch auf zwei poetiſche Zeugniſſe des rebenpflegenden Karl, die vor Wilhelm Müllers Rheinreiſe fallen und wohl auch dafür ſprechen, daß am Rhein eine Volkstradition von Karl dem Traubenpfleger beſtand. Bei Fouqué in ‚Karls des Großen Geburt und Jugendjahre‘, erſchienen im Jahre 1816, aber ſchon früher gedichtet, vgl. Reumont, Aachener Sagenkranz 1829 S. 147, heißt es:

Den nicht die Heiden glauben,
Der kann die Heiden zwingen;
Er ſchmückt mit Rheines Trauben
Sein frommes Land, und ſonſt mit guten Dingen.

Helmina von Chézy ‚Die drei roten Roſen‘ (Ein Fragment ihres Rittergedichtes Karl der Große, 1820 in der Iduna gedruckt; abgedruckt in Kaatzers Album. Aachen 1844 S. 76) ſagt:

Und wo der Hügel prangt, den man noch heut
Johannisberg benannt, vom Rhein umwunden,
Da pflegte Karl wohl zur Johanniszeit
Die Rebe, von Italia hergekommen,
Die ſtets von heil'ger Glut noch iſt durchglommen.

Es verdient Beachtung, daß auch Helmina ſeit 1811 auf einer Rheinreiſe den Karlsſagen nachgegangen war.

Aus: Michael Beer's Briefwechſel, hersg. von Eduard von Schenk. Leipzig 1937 S. 107 und 116. Vgl. unten Anm. [46]).

Am 29. November 1829 überſendet Beer an Immermann von Paris aus „eine phantaſtiſche Romanze“, die er „bereits in Aachen ſelbſt, wo ſie entſtanden, vollendet hätte“, wenn ihm „nicht ein fataler Kopfſchmerz durchs Gehirn gefahren wäre. Ich habe alſo mein deutſches Lied auf franzöſiſchen Gaſſen beendigt. Die Wehmut über den völligen Verfall der eigentlichen deutſchen Hiſtorie in der neuen deutſchen Staatenbildung wird Sie vielleicht einen Augenblick bei mir zu finden überraſchen, doch hoffentlich

nicht befremden; denn bei aller Weltbürgerlichkeit meiner Geſinnungen möchte ich doch um alles in der Welt nicht, daß der Grundton meiner Seele kein deutſcher wäre. So mag er denn auch einmal aus andern Stimmen hindurchklingen. Möchte er Ihnen nicht wie ein Mißklang ertönen. — Ich habe mich durch den Erfolg der ſchönen Romanze: ‚Die nächtliche Heerſchau‘ von Zedlitz, nicht abſchrecken laſſen, den ſchönen geiſterhaften Rythmus dieſes Liedergenres zu gebrauchen. Ich denke, Sie finden außerdem nichts eigentlich Initiatives in dem Gedichte, bei dem ich Sie bitten möchte, Patenſtelle zu vertreten, d. h. dem Kinde einen Namen zu geben. Ich bin in Verlegenheit um einen guten Titel. Daß Friedrich Barbaroſſa dem Aachner Dom einen goldenen Kronleuchter geſchenkt hat, der über Karls des Großen Grabe hängt, wird Ihnen wohl aus dem Gedichte ſelbſt klar werden, und Ihr feines Ohr wird wohl auch die Aſſonanzen nicht überhören, die, glaube ich, die reimloſen Zeilen harmoniſcher machen.“

Am 7. Dezember antwortet ihm Immermann dankend mit einer längeren Kritik: „Die Idee iſt ſchön und poetiſch, und das Bild, wie der Kaiſer zuletzt ſich wieder in ſeiner Schlafſtätte zurecht legt, hat etwas Naiv-Großes. Eine Imitation von Zedlitz finde ich durchaus nicht; es haben ſchon mehrere Dichter vor ihm Regenten in Balladen aus ihren Gräbern aufſteigen laſſen, ohne daß man ihn der Nachahmung bezüchtigen konnte; mit welchem Rechte wollte man das alſo gegen Sie erheben? — Das iſt auch ſo ein Schreckbild der neueſten verkehrten Tage — die ſogenannte Nachahmung; man bedenkt nicht, daß alles in der Kunſt von der Nachahmung anhebt, und daß das Werk keines Meiſters von ſich datiert. Ich habe mich alſo an der Ballade wahrhaft erfreut und finde, daß ſie — eine der ſchönſten werden kann, die wir beſitzen. Nehmen Sie mir meine Offenheit nicht übel. Sie ſcheint mir noch nicht ganz fertig zu ſein. Der Kaiſer ſucht ſein altes, eines und unteilbares Reich und

findet den Rhein hinauf und links und rechts ab kleinliche Separatstaaten. Das ist doch, nüchtern und trocken ausgedrückt, die Idee des Gedichts. Diese ist nun nur bei Köln markant genug durch die preußische Wache ausgedrückt, bei den übrigen Städten fehlt das eigentlich Signifikante. Mich dünkt, das darmstädtische, frankfurtische, dreiherrisch-mainzische und endlich das bayerische Deutschland muß ebenfalls durch Anspielung auf Wappen, Zeichen usw. angedeutet werden. Freilich gibt es dann ein politisches Gedicht; das soll es denn doch aber auch sein, und die preußische Wache bezeichnet es als solches. Diese steht nun bis jetzt isoliert da und hat in den übrigen Städten keine Gegenbilder.

„Sollten Sie meine Ausstellung begründet finden, so beunruhigen Sie sich deshalb nicht. Die Hauptsache bei einem Gedichte ist die Idee, diese ist da, der suchende Kaiser hat etwas Poetisches, Würdiges; bei der Ausführung läßt sich leicht ändern und ergänzen. Die Assonanzen zwischen den Reimen machen sich gut, warum haben Sie dieselben nicht auch in den letzten Versen beibehalten? — Schadow, dem ich die Ballade mitteilte, war mit mir in Lob und Tadel übereinstimmend; Herr v. Uechtritz hat sie noch nicht gelesen.“

Anmerkungen.

[1]) Geibels „Rheinsage“ erschien zuerst in Chamissos Musen-Alm. f. 1837, ging daraus über in die 2. Aufl. von Simrocks Rheinsagen 1837 S. 235 (u. d. Titel: „Die goldne Brücke“). In zahllosen Sammlungen abgedruckt, z. B. J. A. Klein, Rheinreise von Straßburg bis Düsseldorf. Koblenz, Bädeker 1843 S. 145. — Ob das Lied damals auch vertont wurde, weiß ich nicht; ich kenne u. a.: Geibels Rheinsage, f. 4 stimm. Männerchor, komponiert von W. Wenigmann, op. 40. Aachen (Naus), Leipzig (Forberg) o. J. [Stadtbibl. Aachen, Br. 318.] Ferner die Komposition f. Männerchor von Hegar: Kaiser Karl in der Johannisnacht. Endlich den Preischor f. d. III. Wettstreit in Frankfurt: Rheinsage von A. v. Othegraven. — Über den Bonner Aufenthalt vgl. M. Koch: A. D. B. 49, 265 ff. Goedeke, E. Geibel. Stuttg. 1869 S. 27, bes. 205: „Ich bin der chronologischen Ordnung [der Gedichte] gefolgt, die der Dichter in einem mir gehörigen Exemplar

der Gedichte [v. 1840] und ſpäter übereinſtimmend, doch unabhängig, in einem ſeiner Frau gehörigen Exemplare beigeſchrieben hatten."

[2]) Vgl. Vermiſchte Schriften von Wilhelm Müller, herausg. und mit . . . Biogr. Müllers begleitet von Guſtav Schwab. In 5 Bdchn. Leipzig, Brockhaus 1830. Beſ. I p. LII ff.; dazu Schwabs Brief an Tieck vom 28. Jan. 1829: Briefe an Tieck, herausg. von Holtei 4, 24 ff.

[3]) Vgl. über Döring, außer A. D. B. 5, 347 (Mähly) Gödeke Gr. D D[2] IX 225/234. Über Müllers Beſuch bei Georg Döring brachten die „Erholungsſtunden". Frankf. a. M. 1833, 6. Jahrg. Bd. 2 S. 337 f. einen Bericht. (Dieſe Zeitſchrift war auch in Frankfurt auf keiner Bibliohek aufzutreiben.)

[4]) Vgl. Wilh. Müllers Gedichte. Vollſtändige krit. Ausg., bearb. v. James Taft Hatfield = Deutſche Lit. Denkmale III. F. Nr. 17; Berlin, Behr 1906.

[5]) Vorher der weiter unten zu erwähnende Stoff vom Johannisberg.

[6]) Die letzten beiden Stoffe müſſen zwiſchen 21. Auguſt (Tag der Weiterreiſe von Frankfurt) und 29. Auguſt fallen; denn Schwab (a. a. O. p. LIII) berichtet, daß Müller ſeinen Beſuch von Karlsruhe am 29. Auguſt angekündigt habe.

[7]) Vgl. über das Wappen am Goethe-Hauſe: Georg Liſtmann, Sagenbuch der freien Reichsſtadt Frankfurt am Main. Frkf. a. M. 1856 S. 177 f. Ebendort die drei erwähnten Gedichte; das von Smets auch bei Müllenmeiſter, Wilhelm Smets. Aachen 1877. S. 278.

[8]) Vgl. hiezu Schwab a. a. O. p. LVII ff; Hatfield a. a. O.

[9]) Hatfield a. a. O. (gegen Schwab a. a. O. p. LXIII). Uhlands Geſ. Werke, hg. von H. Fiſcher Bd. 1, 51; Düntzer, Uhlands Balladen und Romanzen, erläutert. Leipzig 1879, S. 74.

[10]) Vgl Alexander Kaufmann, Quellenangaben zu Simrocks Rheinſagen. Köln 1862 S. 102.

[11]) Zuerſt: Die Sängerfahrt, Berlin 1818 S. 53 ff.; vgl. Gödeke Gr. D D[2] VIII 262, Nr. 8. Wenn Hatfield a. a. O. 490 angibt: „Die Legende aus der Kaiſerchronik, ed. Maßmann III 1020 ff) entnommen", ſo kann doch Maßmanns erſt 1847 erſchienene Ausgabe nicht Müllers Quelle ſein. Vor Müller hatten ſchon Fr. v. Schlegel (1806; Gedichte 1809 S. 300) und M. v. Schenkendorf (Altteutſch. Taſchenbuch, Köln 1816) dieſe Sage behandelt. Müller konnte dieſe Bearbeitungen kennen. Auch iſt er, im Nov. 1814 von Brüſſel nach Berlin zurückkehrend (Hatfield p. VI), ſicher über Aachen gekommen und kann hier ſich nach dem damals noch berühmten Schloß und Teich (See) umgeſehen haben.

[12]) Vgl. K. Braun, Der Weinbau im Rheingau. 1869. Nordhoff, Der vormalige Weinbau in Norddeutschland. Mstr. 1877 ([2] 1883 S. 51).

[12a]) Über den Verf. Karl Anton v. Vorster vgl. (v. Stramberg) Rhein. Antiquarius II 10 (1861) S. 679 ff.

[12b]) Über den auch im 19. Jahrhundert nicht unbedeutenden Weinbau im Orléannais vgl. v. Stramberg in Ersch. und Grubers Encycl. III 331 (1834), wo auch eine Reihe von Reben-Namen angeführt ist.

[13]) Vgl. u. a. Simrock, Das mal. u. rom. Deutschland S. 302 f., besonders aber Paul Richter, Gesch. des Rheingaues. 1902 S. 112 f., Mor. Heyne, Das deutsche Nahrungswesen. Leipzig 1901 S. 101 ff. (bei beiden außerordentlich reiches Material, doch keine Übereinstimmung.) Ausführlich erörtert dieselbe Frage auch Hofgerichtsrat Dr. Petri in Wiesbaden: „Rückblicke auf die Weinarten, den Weinbau und den Weinhandel des alten Rheingaues", bei Friedr. Wilh. Dünkelberg. Der Nassauische Weinbau. Eine Skizze der klimatischen, Boden- u. Culturverhältnisse des Rheingaus. Wiesbaden 1867 S. 1—10. Derselbe meint, die von Bär aufgestellte Ansicht (wonach vinum fr. ein guter weißer Wein gewesen sei, der aus einer von Karl d. Gr. eingeführten Traubensorte gewonnen worden, und vinum h. ein geringer weißer Wein, welcher von versprengten Hunnen zuerst im Hundsrücken angebaut und von dort in den Rheingau gekommen sei) verrate den Einfluß des „bekannten Mährchens", dessen Verbreitung hauptsächlich A. Vogt Vorschub geleistet habe (vgl. oben). „Diese im Rheingau allgemein verbreitete Tradition ist in Wirklichkeit nur ein Mährchen ... Jedenfalls aber hat nicht Karl d. Gr. den Weinbau in den Rheingau gebracht." — Lexikalische Nachweise vgl. bei Lexer, Mhd. Hand-W-B. I 1309 unter „hiunisch", Grimm DWB. 4, 2, 1291 unter „heunisch" (vgl. auch „hartheunisch", Wander Sprichwörterlexikon 5, 117).

[14]) Nicht zugänglich waren mir folgende Werke, die vielleicht noch Beweismaterial enthalten: Acta Academ. Palat. Mannheim 1766 ff., Heft 2: Lamey, Vom Rheingau unter den Karolingern. C. Meiners, Kleinere Länder- u. Reisebeschreibungen, 1. Bdchn. Berlin 1791, Nr. IV: Nachrichten über den Weinbau am Rhein und in Franken. C. W. Gatterer, Literatur des Weinbaues aller Nationen von den ält. bis auf d. neuesten Zeiten. Heidelbg. 1832. Vogel, Beschreibg. des Herzogtums Nassau. Wiesbaden 1843 (S. 57 ff. Be-

ſchreibg. der Ämter Eltville und Rüdesheim). Haas, Rheingauiſche Geſchichts- und Weinchronik, aus vielen zuverläſſ. Quellen bearb. Wiesbaden 1854.

Nichts für unſere Frage bzw. Sage bieten: Merians Topographia Archiepiscopatus Moguntimensis 1646. (Lang), Reiſe auf dem Rhein 1789 (² Frkf. 1817). Voyage sur le Rhin 1792. Watterbart, Frh. v., Rheinreiſe. Halberſtadt 1794. de Bertola, Maleriſche Rhein-Reiſe. Mannheim 1796. Becker J. A., Beſchreibg. m. Reiſe in den Departementen von Donnersberge, vom Rhein und von der Moſel. Berlin 1799. Camus, Voyage fait des départements nouvellement réunis. Paris 1803. (A. Vogt u. A. Schreiber), Mahler. Anſichten des Rheines von Mainz bis Düſſeldorf. Frkf. 1806 (trotz eines beſonderen Kapitels über den Rheinwein). Demion, Stat. polit. Anſichten. 1815. Roſtorff F. v., Topograph. ſtatiſtiſche Beſchreibung der Rheinprovinzen. 1830. A. v. Stolterfoth, Rheinalbum. Mainz 1840. Becqueray, Neueſtes Handbüchlein auf die Rheinreiſe. 1845. J. G. Kohl, Der Rhein. 1851. Einen großen Teil der in dieſem Abſchnitt angeführten Literatur verdanke ich der freundlichen Hilfe des Stadtbibliothekars Dr. Joſ. Goßen in Köln, dem ich hier meinen herzlichen Dank ausſpreche.

[14a]) Über die Pfalz von Ingelheim vgl. u. a. Bonner Jahrbücher XX 140 ff.; Abel-Simons, Jahrbb. d. Fränk. Reiches unter Karl d. Gr. (vgl. das Regiſter); Goethe, Werke, Jub. Ausg. 29, 206. 223. 329 ff. Der Palaſt war 768—774 gebaut, von 100 Säulen aus Granit getragen uſw. Karl hielt ſeinen erſten Reichstag hier im J. 774, und weilte oft hier; ſein Nachfolger noch lieber. „Am 13. Febr. 1831 ſtürzten die wenigen Trümmer (Saal genannt) zuſammen“: Erſch-Gruber Encycl. II 18, 233.

[14b]) Vielleicht werden unter Karl d. Gr. Weinberge zu [Aßmanns]hauſen erwähnt. Sicher ſind die Zeugniſſe: 817 zu Winkel, 832 Lorch, 838 Geiſenheim, 864 (vgl. oben) Rüdesheim uſw. Richter kommt auch p. IX auf die Frage zurück: „Auch mag die Nähe des königlichen Fiskus zu Bingen und der Pfalz zu Ingelheim einen beſtimmenden und vorbildlichen Einfluß gehabt haben.“

[15]) Vgl., außer J. Grimm und Simrock in ihren mythologiſchen Handbüchern, F. L. W. Schwarz, Die poet. Naturanſchauungen. Bd. 2 (Berlin 1879), 195.

[16]) Vgl. E. H. Meyer, German. Mythologie 1891 S. 89 (Regenbogen), 134 (Seelenbrücken). Laiſtner, Nebelſagen S. 102. 178. 250. Rochholz, Schweizerſagen II 216 f.

[17]) Rückert, Die Scheidungsbrücke (1817?) in W. Wackernagels Deutschem Lesebuch, 2. Teil, [3] Basel 1840, S. 1552.

[18]) Eichendorffs Gedicht ‚Morgengebet', erschien (nach Gödeke, Elf Bücher deutscher Dichtung 2, 375) im Deutschen Musenalmanach f. 1834. Im selben Jahrgang ist auch Geibels erstes Gedicht gedruckt worden; vgl. Gödeke, E. Geibel S. 27. Sonach hat Geibel jene Stelle aus dem zeitlebens hochverehrten Dichter, den er erst 1837 in Berlin persönlich kennenlernte, sicher gekannt.

[19]) Vgl. Simrock, Mythologie [3] 29. J. Grimm, Mythol. 2, 696. W. Müller, Gesch. u. System der altdeutschen Religion 1844. S. 158.

[20]) Vgl. A. Kaufmann, Nachträge zu den Quellenangaben (= Anm. d. HV. f. d. N Rh. Heft 41), 16. Simrock hat den Stoff in den Rheinsagen [5] Nr. 62 behandelt: man sah

. . einer Brücke Bogen erglühn im Abendstrahl,
Von Schloß zu Schloß gezogen über das breite Tal.

[21]) Bechstein, Deutsches Museum II 185 f.; Kaufmann a. a. O. S. 16.

[22]) Kaufmann, Quellenangaben S. 102.

[23]) Heilige wandeln trockenen Fußes über das Wasser: vgl. Menzel, Symbolik 2, 634; Görres, Mystik 2, 513 ff. — St. Ritza: Simrock, Rh. Sagen [5] Nr. 72, Kaufmann, Quellenangaben 78. — Auch St. Edigna von Puch fährt mit ihrem Wagen durch Bergestiefen und über Flüsse: Simrock, Rheinsagen.

[24]) Vgl. Herrlein, Sagen aus dem Spessart S. 131. Rochholz, Schweizer Sagen aus dem Aargau 1856. Bd. 1 Nr. 2.

[25]—[29]) Vgl. E. Meier, Sagen aus Schwaben. S. 428. 462. — Aug. Stöber, Sagen des Elsasses. St. Gallen 1858. S. 14. 263. 328. — Goethe, Werke, Jubil.-Ausg. Bd. 29, 211. — Brentano im „Tagebuch der Ahnfrau".

[30]) Über die Johannis-Nacht vgl. u. a. Sartori, Sitte und Brauch. Leipzig 1914. Teil III. 2, 21 ff.

[31]) Über den Gegensatz der alten und neuen Auffassung dieser Sagen in der Forschung vgl. E. Mogk, German. Mythol. (in Pauls Grundriß d. german. Philol., 2. Aufl.), I 1004 ff.

[32]) Vgl. N. Hocker, Deutscher Volksglaube in Sang und Sagen. Göttingen 1853. S. 234.

[33]) A. J. Flecken. Einige Aachener Volkssagen in Versen und Prosa. Aachen 1842. S. 1 Was Flecken vorbringt, sind keine Volkssagen, sondern Karikaturen. Seine Angabe von dem im Lousberg schlafenden Ludwig ist übergegangen in Grässes Sagenbuch d.

Preuß. Staates 2, 96. — Was A. Pauls, Z. d. A. G. V. 17, 1895, 8 (richtiger urteilt er 18, 49 über Flecken) über Karl im Frankenberger See behauptet, ſtützt ſich ebenfalls nur auf Flecken (S. 7) und darf deshalb ſo lange nicht als wirkliche Volksſage gelten, bis glaubwürdigere Zeugen beigebracht werden. Überhaupt gilt, was Mogk a. a. O. (vgl. Anm. 32) I 1005 richtig beobachtet hat, daß all dieſe Sagen von berg- oder ſee-entrückten Menſchen in Gegenden lokaliſiert ſind, „obgleich die hiſtoriſche Geſtalt meiſt gar keine nähere Beziehung zu dem Orte gehabt hat.“ Es iſt ja auch ganz natürlich, daß ſolche Sagen und Erzählungen ſich am leichteſten weitab vom Schauplatz der Ereigniſſe bilden können.

Über Karl im Berge vgl. G. Paris, Hist. poét. de Charlemagne, S. 428. — Uhland, Schriften z. Geſch. d. Sage 7, 561 ff. und 2, 95. Kampers a. a. O. — N. Sepp, Altbayer Sagenſchatz. München. 1876 S. 649.

[34]) Vgl. Kampers a. a. O. 56. G. Paris a. a. O. 427 verſteht unter dem ungenannten andern Roland, Ogier oder ſonſt einen von den Paladinen. — Roland ſchläft in einem holſteiniſchen Berge; ebendort Holger Danske oder ein anderer Krieger: K. Müllenhoff, Sagen aus Schleswig-Holſtein Nr. 503—507.

Ekkehard, einer der wenigen mittelalterlichen Hiſtoriker, die ſich dem Eindringen fabelhafter Züge tatkräftig widerſetzten, ſchildert a. a. O. die Art dieſer „falſchen Propheten und Helden“ recht gut, indem er ausführt, ſie wüßten keinerlei Antwort auf die dringenden Fragen: quo portu iuxta promissum suum absque navigio transierint, quibus proelis vel locis multos paganos parva manu straverint, quas illorum munitiones illico ceperint, quave postremo parte murorum Hierusalem castra posuerint et caetera. Man ſieht, wie jene Maulhelden Anleihen bei Pſeudo-Turpin und den Rolandsliedern gemacht hatten.

[35]) Kampers a. a. O. S. 58, woſelbſt noch andere Literatur.

[36]) Kampers a. a. O. S. 109 und 211. Die Stelle bei Martène et Durand, Amplico collect. II 1417: „. . Aquisgrani, quo Caroli nostri illius Magni sarcophagus, et ut aiunt caput et ensis in tam singulari pretio sunt habiti, ut non Arturum suum Britones tanti faciant, ipsum quamvis surrecturum exspectent priusquam ad extremum iudicium perventum sit.

[37]) Vgl. hinſichtlich der Sagen und Berichte über König Arturs Fortleben auf der „Inſel“ Avalon oder in einem Berge: Gottfrieds von Monmouth Hist. reg. Britanniae, herſg. von San-Marte. Halle 1854. S. 417 ff.

[38]) Kampers a. a. O.

[39]) Schenkendorf weilte zweimal in Aachen, das erstemal von Ende Nov. 1814 bis nach Ostern 1815, das zweitemal im August 1815. Über Schenkendorfs Aufenthalt in Aachen vgl. Alex. Dreſcher im G.-Pgr Mainz 1888; K. Wacker: Aus Aach. Vorzeit, Jahrg. 10, 90—94.

[40]) Schenkendorf, ‚Der Stuhl Karls des Großen'. Zuerst: Rhein. Merkur 1814, Nr. 147, 12. November. Anfang:

Frei geworden ist der Strom,
Ist das Land am deutschen Rheine . . .

Bezeichnend ist dabei die Verquickung der christlichen und altgermanischen Vorstellungsweise: er läßt ihn vom Himmel herab, und zugleich aus tiefem Grab hervorsteigen. Es sind eben nur poetische Bilder! Ähnlich wie er den toten Scharnhorst von Engeln in den Himmel führen läßt,

Zu dem alten deutschen Rate,
Den im ritterlichen Staate
Ewig Kaiser Karl regiert.

[41]) Rückerts Gedichte ‚Kranz der Zeit' 1817. Bei Reumont a. a. O. S. 129.

[42]) Vgl. A. Kaufmann Quellenangaben S. 43. — Maſſena, Kaiserin Josephine in Aachen [1804], Aach. Allg. Ztg. 1906 Nr. 329 tut das Vorkommnis als Sage ab. Vgl. noch aus Aachens Vorzeit I (1888) S. 34 u. 180. — Rückert nimmt Bezug auf Schenkendorfs Gedicht ‚Der Stuhl Karls des Großen' und jene Bemerkung, die dazu im Rhein. Merkur 1814, Nr. 177, 12. Nov. gemacht war: „Napoleons erste Frau wagte es einmal sich auf den Stuhl zu setzen, und ein plötzliches, nicht füglich näher anzugebendes Übelbefinden zwang sie, augenblicklich die Kirche zu verlassen." Diese Notiz stand auch in der Stadt-Aachener-Ztg. 1814, 15. November. Weiter ausgeschmückt (Erscheinung und Prophezeiung Karls des Großen) im: Verwaltungsblatt f. d. Landkreis Aachen 1843, Nr. 20.

[43]) „Der Marschall auf des Kaisers Grab", bei Reumont (1829) S. 225. Zuerst in Forsters Sängerfahrt 1818.

[44]) Bei Reumont, Aachener Liederchronik, Aachen 1873 S. 83 ‚Des Reiches Grenzwächter' Anscheinend um 1840, als Frankreichs Rheingelüste so drohend zu Tage traten.

[45]) „Kaiser Karls Wanderung": Sämtl. Werke von Michael Beer, hersg. von Eduard von Schenk. Leipzig, Brockhaus 1835. S. 865.

[46]) Vgl. Michael Beers Briefwechsel, hersg. von Eduard von Schenk. Leipzig 1837 S. 107 und 116.

[47]) Das 2. Niederrhein. Musikfest fand in Aachen statt, vgl. A. Fritz, Z. d. A. G. V. 26, 242. — Alfr. v. Reumont, Jugend-Erinnerungen, hersg. von Herm. Hüffer (A. d. H. V. f. d. Nrh. Heft 77) S. 146: „Michael Beer, den ich in Bonn [im Sommer 1827] kennengelernt hatte, war vorübergehend anwesend." Wenn Hüffer behauptet: „An Reumonts Aachener Liederkranz nahm Beer mit dem Gedichte ‚Kaiser Karls Wanderung' teil," so irrt er; der ‚Liederkranz' (1829) ist vom 1. Mai 1829 datiert; Beers Gedicht steht erst in der Neuauflage von 1873.

[48]) Die „Heerschau" erschien im Taschenb. f. Damen auf d. Jahr 1829. S. 254, ist zur Probe abgedruckt im Lit. Bl. z. Morgenblatt 1828 Nr. 91, 11. November. Vgl. Gödeke Gr. D D [2] VIII 460 ff., insbes. 465, Nr. 21. — Felix Mendelssohn wurde 1831 aufgefordert, das Gedicht zu komponieren, lehnte aber ab: vgl. Briefe v. Fel. Mendelssohn 1, 205 (billige Ausg. 1, 150). Parodien der „Nächtl. Heerschau" sind angeführt bei Gödeke.

[49]) Zedlitz, Gedichte 1832 ([2] 1839 S. 78); abgedr. z. B. bei Hub, Balladen deutscher Dichter [3]. 1859, S. 422. Das Gedicht könnte vorher im Morgenblatt erschienen sein.

[50]) Auch M. Beer hat in ‚Des Kaisers Traum' — erschienen im „Morgenblatt" 1830 — Napoleons Schicksal heraufbeschworen; vgl. seine Mitteilungen und Immermanns Kritik dazu im Briefwechsel S. 172—188; vgl. auch S. 163. Zeitgeschichtlich interessant ist seine Mitteilung vom Okt. 1830 (S. 225): „Napoleon ist aber in der Tat rein als poetische Gestalt, ohne sonstige politische Nebenabsicht (?) an der Tagesordnung. Bis jetzt hat er aber die Schranken des Vaudevilles noch nicht übersprungen, und in diesen kleinen Rahmen hat das Théatre des Nouveautés ein sehr ergötzliches Bild aus dem Herrenleben gedrängt, nämlich seine Schülerzeit, die Träume seiner Größe und die erste Entfaltung des Herrschercharakters in der Militärschule zu Brienne. Das Stück heißt: L'école de Brienne, oder: Le petit Caporal, und der geniale Knabe wird von einem Mädchen dargestellt." So nach der Juli-Revolution!

[51]) Heines „Grenadiere" entstanden (nicht 1816!) 1819 oder etwas später; veröffentlicht 1821, aber erst durch das ‚Buch der Lieder' (1827) weithin bekannt geworden. Vgl. hiezu Heines Werke. Ausg. des Insel-Verlages, IV 512 (Berichtigung zu I 449).

[52]) Vgl. über historische Beziehungen Napoleons zu Aachen. R. A. Pelzer, Z. A. G. V. 25, 1903, 238 ff.

[53]) A. W. v. Schlegels Werke, hersg. v. Böcking II 182; nach p. VII zuerst erschienen im Berliner Musenalmanach f. 1830. Bei Reumont (1873) S. 10; Simrock, Kerlingisches Heldenbuch S. 81. — Es liegt nahe, in Schlegels Versen einen für eine Bonner Vereinigung bestimmtes und wirklich gesungenes Lied zu sehen; es ist mir aber nichts darüber bekannt, ob man dort in jenen Jahren eine Karlsfeier (am 28. Januar?) begangen hat.

[54]) So bemerkt mit gutem Humor Kaufmann, Quellenangaben S. 112.

[55]) Bei Adolf Hüttemann, Katholische Dichter des 19. Jahrhunderts. Hamm 1898 S. 234. — Über den Dichter (1809—1877) vgl. ADB. 38, 695 (L. Fränkel), bes. Wurzbach in seinem Biogr. Lexikon des Kaisertums Österreich 48 (1883) S. 321. Kurz, Gesch. d. deutsch. Nat.-Litt. 4, 99. Brümmer, Lexikon. Fr. Wienstein, Lexikon der kathol. deutschen Dichter. Hamm 1899 S. 394. — Herr Hüttermann teilte mir mit, er habe das Gedicht s. Zt. einem Wiener Almanach ‚Immergrün' entlehnt; eine Durchsicht von Jahrgang 1—8, 1837—1844 hatte kein Ergebnis. Auch Herr Dr. Franz Koch, Kustosadjunkt an der Wiener Hofbibliothek, der für die Fortsetzung des Gödeke Tschabuschnigg bearbeitet, konnte mir das Gedicht nicht nachweisen. — Gedichte von Tsch. sollen auch im Düsseldorfer Künstleralbum erschienen sein.

[56]) Obige Nachweise verdanke ich der gütigen Hilfe des Herrn Dr. Jos. Gotzen (vgl. Anm. 14, am Ende.) — Über J. B. Rousseau vgl. jetzt Gödeke Gr. DD.[2] IX 364—380. — Rousseau hat Geibels Romanze also wohl aus Simrocks Rheinsagen gekannt, wo ja der Titel lautete: ‚Die goldne Brücke,; daher auch die Überschrift seiner Romanze. Abgedruckt in Reumonts Aachener Sagenkranz 1873 S. 93.

[57]) Otto Weber (1808—1880; Gedichte 1833, 2 Bd. 1846) läßt in dem Gedichte „Rheintals Ritterburgen" Roland allnächtlich von Rolandseck nach Ingelheim ziehen, „allwo der Kaiser Karl daheim mit seinen Helden wohnet." (Stühlen, Feierklänge S. 472).

[58]) Im „König Dichter" — einem Gedichte, welches in der angezogenen Besprechung lobend als Geibels Selbstbildnis hervorgehoben wird — heißt es:

Der Dichter steht mit dem Zauberstab
Auf wolkigem Bergesthrone
Und schaut auf Meer und Land hinab
Und blickt in jede Zone.

Für ſeine Lieder nah und fern
Sucht er den Schmuck, den beſten,
Mit ihren Schätzen dienen ihm
Der Oſten und der Weſten.

In goldnen Hainen läßt er kühn
Arabiens Quellen rauſchen,
Läßt unter duft'gem Lindengrün
Das deutſche Veilchen lauſchen.

Vgl. hierzu die ebenſo ungerecht abfällige Kritik Gutzkows bei Gödeke, E. Geibel S. 86.

[59]) Erſchienen in der Gedicht-Sammlung, Ein Glaubensbekenntnis 1844'. Vgl. J. Schwering, Ausg. von Freiligraths Werken, Bd. 1 ſt. LXIII f. — Buchner, F. Freiligrath 2, 76 ff. — Max Koch in ADB. 49, 268.

[60]) ‚Der Geiſt Karls des Großen': Lorelei. Rheiniſches Sagenbuch. (Vorwort: Im Mai 1851.) [2] 1857; [4]1873 S. 245. — Dazu Müllers Bemerkg. über ſeine Quelle [2] S. 475. — Es war W. Gieſebrecht, Geſch. d. deutſch. Kaiſerzeit, Braunſchweig 1855. Das Gedicht muß alſo zwiſchen 1855 und 1857 entſtanden ſein.

[61]) Vgl. Leimbach, Deutſche Dichtungen 2 ([3] 1883), 129: „Alle genannten Gedichte ſind in den Jahren 1866 und 1867 entſtanden und haben wohl zunächſt zur Freude und Belehrung der eigenen Kinder Geroks dienen ſollen." In der genannte Sammlung trägt der Cyklus die Bezeichnung: Von Kaiſer Karl d. Großen. Der deutſchen Jugend zu Luſt und Lehre: 1. Wie Kaiſer Karl Schulviſitation hielt. 2. Wie K. K. ſchreiben lernte. 3. Wie K. K. zur Jagd ritt. 4. Wie K. K. die Deutſchen ſingen lehrte. 5. Wie K. K. Rebenpflanzte. 6. Wie K. K. Beſuch bekam (d. i. die perſiſchen Geſandten). 7. Wie K. K. in Büchern las. 8. Wie K. K. in den Sternen las. — Einzelne vielfach in Leſebüchern und Sammlungen. Die Romanzen von Kinkel und Gerot ſind auch mitgeteilt in meiner: Kaiſer Karls Sage in Romanzen und Liedern, geſammelt und eingeleitet von Eduard Ahrens. Köln, Saalach-Verlag. 1924.

[62]) Weſtdeutſche Blätter. Wochenſchrift f. Rheinland und Weſtfalen, hersg. von Levin Schücking. Bonn, Matz, 1858 Nr. 13, S. 127. (Dieſe Zeitſchrift erſchien nur ein halbes Jahr).

[63]) Flieg. Blätter Bd. 133, Nr. 3406 (1911).

Es dürfte nicht unangebracht erſcheinen, außer Geibels Romanze noch drei der im vorſtehenden Aufſatze behandelten Gedichte folgen zu laſſen.

Adam Müller in Wien 1811—1813

Ein Beitrag zu seiner Lebensgeschichte[1]) von Jakob Baxa

Schon einmal hatte das Schicksal den unsteten Wanderer Adam Müller in die alte Kaiserstadt an der Donau geführt. Am 9. Februar 1805 war er, von seinen beiden Freunden Friedrich v. Gentz und Kurnatowski eingeladen, zu einem dreimonatlichen Aufenthalt in Wien eingezogen, der am 30. April mit Adam Müllers Übertritt zum Katholizismus in der Roßauer Servitenkirche einen dramatischen Abschluß fand. Noch in der darauffolgenden Nacht war er von Wien wieder abgereist, um ja nicht den Anschein zu erwecken, als wäre sein Bekenntniswechsel nicht einer inneren religiösen Überzeugung, sondern äußeren, weltlichen Rücksichtnahmen entsprungen.

Sechs Jahre später betritt er wieder österreichischen Boden, an Jahren und Erfahrungen gereift, nach einem glänzenden und erfolgreichen Leben in Dresden und Berlin. Aber in beiden Städten hatte er sich politisch unmöglich gemacht; in Dresden, wo der getreueste Freund Napoleons unter den Rheinbundfürsten residierte, wegen seiner nationaldeutschen Gesinnung, die er anno 1809 auch durch die Tat bewiesen hatte, in Berlin wegen seiner scharfen Opposition gegen das gänzlich auf Ideen des Liberalismus beruhende Reformwerk des Kanzlers Hardenberg.

[1]) Die allgemeine Lebensgeschichte Adam Müllers wird als bekannt vorausgesetzt, ich verweise nur auf den kurzen Lebensabriß in meiner Ausgabe von A. Müllers „Elementen der Staatskunst“ (Verlag Gustav Fischer, Jena 1922, 2. Halbband S. 453 bis 459) und auf mein ausführliches Lebensbild „Adam Müller und die deutsche Romantik“ in „Adam Müller, Ausgewählte Abhandlungen“ (Jena, Verlag Gustav Fischer, 1921, S. 125—201.) Den Wiederabdruck der hier zum erstenmale aus dem Wiener Polizeiarchive veröffentlichten Originaldokumente behalte ich mir für eine allfällige verbesserte Neuauflage der Lebensbeschreibung A. Müllers vor.

Alten Verſprechungen und Zuſagen vertrauend hofft Adam Müller nun in Öſterreich das große Tätigkeitsfeld zu finden, das er ſich in ſeiner eigenen Heimat verſcherzt hatte.

Sobald Adam Müller die Grenze überſchritten hatte, kam er in Berührung mit der öſterreichiſchen Polizei, die, tadellos und muſterhaft organiſiert, auf jede Perſon, welche das Durchſchnittsmaß nur ein wenig überragte, ein wachſames Auge hatte. So meldet der k. k. Gubernial-Rat Breinl aus Teplitz am 30. Mai an das k. k. Landespräſidium in Prag: „Der k. preußiſche[1]) Herr Hofrath Adam Müller iſt geſtern mit ſeiner Frau Gemahlin hier angekommen, ich ſprach Ihn, und heute reiſt er wieder ab über Prag nach Wien. In Prag wird er ſich einige Tage aufhalten. Seine Frau bleibt einige Wochen zum Gebrauch des Bades in Teplitz, und ich bot mich Ihr zur Unterſtützung in allen Fällen an, welches Er und Sie mit Dank annahmen.“ Aus dem Bericht dieſes untergeordneten Organs geht ſchon hervor, daß Adam Müller höheren Ortes ſehr gut angeſchrieben war, man war von ſeinem Erſcheinen auch ſchon ſeit Längerem unterrichtet. Graf Franz Kolowrat, der Empfänger obigen Berichtes, ſendet ihn bereits am 31. Mai an den Vizepräſidenten der Polizeihofſtelle in Wien Baron von Hager weiter, meldet dieſem gleichfalls von der Ankunft „des Gelehrten und für Öſterreich ſehr gut geſinnten herzoglich Sachſen Weimarſchen Hofraths Adam Müller zu Teplitz“ und fügt bei: „Unterrichtet von der Ankunft dieſes Mannes durch den Rath Eichler wies ich den Gubernialrath Breinl an, demſelben während ſeines Aufenthalts zu Teplitz die möglichſte Annehmlichkeit zu verſchaffen, und ihm, falls er nach Prag zu reiſen wünſche, keine Hinderniſſe zu legen, ſondern mir nur hievon die Anzeige zu erſtatten, welche

[1]) Ein Irrtum des Schreibers, Müller war nicht preußiſcher, ſondern ſächſiſch-weimar'ſcher Hofrat. Vgl. unten!

Weiſung auch der Gubernialrath Breinl durch die vorliegende Meldung vollzogen hat.“

Adam Müller fand alſo dank dem Entgegenkommen der Behörden in Öſterreich eine äußerſt zuvorkommende Aufnahme. In Wien hatte er infolge der glänzenden Verbindungen ſeines Freundes Friedrich v. Gentz raſchen Zugang in die höchſten Kreiſe des Adels gefunden. Bereits im Juli 1811 enthob ihn der Erzherzog Maximilian von Öſterreich-Eſte ſeiner drückenden wirtſchaftlichen Sorgen durch Gewährung einer Penſion und eines freien Quartiers.

In dem Maße als Adam Müller durch dieſe offenkundige Auszeichnung im allgemeinen Anſehen ſteigt, beginnt ſich auch Baron Hager, der Vizepräſident der Polizeihofſtelle, für ihn wieder näher zu intereſſieren. Am 23. Auguſt läßt er ſich durch einen untergeordneten Beamten einen Bericht über Müller vorlegen, der ſein Verhältnis zur öſterreichiſchen Politik ſeit dem Kriege vom Jahre 1809 klar und deutlich beſtimmt. Dieſer Bericht lautet:

„Der in Dreßden privatiſirende Gelehrte und Schriftſteller Adam Müller hatte ſich längere Zeit vor Ausbruch des letzten Kriegs [1809] an die k. k. Geſandtſchaft in Dreßden angeſchloſſen und Dienſte zum Beſten der guten Sache geleiſtet.

Als unſere Truppen während des Laufs des Kriegs Dreßden beſetzten, erklärte ſich Adam Müller öffentlich für Öſtreichs Sache, er ſtand ſchon zuvor in freundſchaftlichen Verhältniſſen mit dem Fürſten von Lobkowitz damalig erſter Commandant in Dreßden, und nun machte er kein Hehl daraus.

Die Folge war, daß Müller, ſobald die Öſtreicher abmarſchirten, arretirt, und als Gefangener nach Frankreich abgeführt werden ſollte, die Sache wurde jedoch noch durch Einſchreiten einiger Freunde Müllers dahin vereitelt, daß er aus Dreßden und Sachſen verwieſen wurde.

Müller trat, damals ohne Geld Kleider p. p. seine Reise zu Fuß nach Berlin an, und wendete sich in der Folge an den Fürsten Lobkowitz mit der Bitte, er möchte ihm die Aufnahme in östr. Dienste verschaffen, nachdem er sich der guten Sache hinopferte und nun kein Mittel kenne, seine in Dreßden hinterlassenen Schulden zu bezahlen.

Die P. [olizei] Hofstelle trug auf ein Schreiben des Obersten Burg Grafen Verwesers, Grafen von Kolowrath, Sr. M. dem Kaiser unterm 17. August 809 in einem eigenen Vortrag Müllers trauriges Schicksal vor; und S. M. gaben unterm 12. 7ber desselben Jahres zu erkennen:

„Daß es keineswegs Ihre Absicht sey, den Adam Müller seinem Schicksal Preis zu geben. Daß aber, da derselbe vorzüglich von der k. k. Gesandtschaft in Dresden gebraucht worden ist, Graf Kolowrat den Baron Buol zu belangen habe, die Sache wegen Müllers Unterstützung und künftiger Verwendung im Wege der geheimen Hof- und Staatskanzley anhängig zu machen.

Seit dieser A. H. Entschließung, die dem Grafen v. Kolowrat mitgetheilt wurde, ist bei der P. Hofstelle nichts weiter mehr über Adam Müller vorgekommen, als die Anzeige, welche Graf Kolowrat beiläufig vor 6 Wochen einsendete, daß der bekannte Adam Müller durch Prag nach Wien passirt sey.

Unter Müllers schriftstellerischen Werken stehen seine Elemente der Staatskunst 3 Bände, sie erschienen im v. J. in Berlin, und haben sowohl Rezensenten als auch andere Schriftsteller gegen Müller aufgeregt, weil er die alte Staatsweisheit in rechtlicher und politischer Hinsicht gegen die neuere zu vertheidigen [sucht] und daher allen Institutionen des Mittelalters als einer reichen Geistlichkeit, einem reichen Lehnadel mit fideicomissorischen- und einer zünftig[en] Bürgerschaft mit Korporativem Güterbesitz das

Wort sprach. Das Werk ist mit Transeat[1]) bezeichnet. Eine etwas früher 809 zu Dreßden erschienene Schrift Adam Müllers Von der Idee des Staats p. p. hat schier gleiche Tendenz[2]). Beide Schriften sind in teutsch patriotischem Geist geschrieben und gegen Frankreich gerichtet.

Nebst dem hat Müller über ästhetische Gegenstände geschrieben als:

1. Vorlesungen über teutsche schöne Wissenschaft und Litteratur
2. über die Idee der Schönheit
   endlich auch
3. Kleine romant. Erzehlungen,

die jedoch anstößig gefunden und verbothen wurden.

Ferner hat Müller geschrieben über Bildung des Menschen durch Religion und Moral 805.
über König Friedrich II. 810.

In den so eben vorgetragenen bestehen sämtliche Notizen, die über Adam Müller bei der P. Hofstelle vorkommen.

Wien, 23. August 811."

Aus diesem Polizeibericht geht hervor, daß man sowohl von Müllers Lebensumständen als auch von seiner schriftstellerischen Tätigkeit in Wien aufs sorgfältigste unterrichtet war, bloß auf einen einzigen Punkt soll, als besonders beachtenswert, noch näher hingewiesen werden. Der Schreiber erwähnt, daß Adam Müller „Kleine romantische Erzählungen" verfaßte, „die jedoch anstößig gefunden und verboten wurden". Diese Nachricht ist sonst nirgends verbürgt, in keiner Aufzählung und Zusammenstellung von Müllers Werken finden sich solche Erzählungen auch nur mit einer Silbe erwähnt. Nun war Adam Müller tatsächlich dichterisch tätig, in seinem Nachlaß finden sich einige kurze Gedichte vor und zur Zeit

[1]) Wahrscheinlich ein die Verbreitung gestattender Zensur-vermerk.

[2]) Diese Schrift enthält nur zwei ausgewählte Vorlesungen aus den „Elementen".

seiner Freundschaft mit Heinrich v. Kleist trug er sich mit dem Plan, ein Drama über Julian Apostata zu schreiben. Es könnte nun ganz gut zutreffen, daß er wirklich romantische Erzählungen schrieb, welche ein glücklicher Zufall eines Tages ans Licht bringen könnte. Aber für den Fall, daß die Nachforschungen nach Müllers Erzählungen ergebnislos verlaufen sollten, so kann man diese Bemerkung etwa folgend aufklären: Der Schreiber verwechselt hier Adam Müller mit seinem Freunde und Mitarbeiter an der Zeitschrift „Phöbus", mit Heinrich v. Kleist. Dieser hatte allerdings eine damals großen Anstoß erregende Erzählung, nämlich die „Marquise von O**", und zwar hauptsächlich auf Müllers Drängen, in den „Phöbus" eingerückt. Kleist war zunächst dagegen, aber Müller war von „dieser in Kunst, Art und Stil gleich herrlichen Novelle", wie er sie nennt, derart begeistert, daß sich Kleist schließlich seinem Willen fügte. Die Veröffentlichung der „Marquise von O**" rief in Dresden einen kleinen Skandal hervor, Müller war dadurch kompromittiert und möglicherweise entstand so das Gerücht, er selbst habe romantische Erzählungen verfaßt, die anstößig befunden wurden.

Kaum hatte sich Adam Müller in Wien halbwegs eingewöhnt, so dachte er auch schon daran, seine staatswissenschaftlichen Vorlesungen, die er in Berlin mit so großem Erfolg gehalten hatte, hier wieder aufzunehmen. Bereits am 10. August 1811 wendet er sich in einem Schreiben an den damaligen Finanzminister Graf Wallis mit der Bitte, im kommenden Winter „öffentliche Vorlesungen über das Ganze der Staatswirtschaft und über die Lehre vom Gelde insbesondere" halten zu dürfen. Er beruft sich in diesem Schreiben auf seine alten Verdienste vom Jahre 1809: „Die Gnade Sr. Kaiserlich Königlichen Majestät, da Allerhöchstdieselben im Jahre 1809, als Lohn für einige den Kaiserlichen Armeen in Sachsen in selbigem Jahre geleisteten

geringen Dienſte, und als Entſchädigung für die darauf erfolgte Behandlung von Seiten der Sächſiſchen Behörden, eine ehrenvolle Anſtellung im Wege der Hof und Staatskanzley durch Kabinetsordre zu verſprechen geruhten, habe ich, mit Rückſicht auf die größeren Verdienſte anderer, ſeit den verfloſſenen zwey Jahren nicht in Anſpruch zu nehmen gewagt. Indeß giebt ſie mir den Muth jetzt, da ich zu dem beſagten Unternehmen von mehreren Seiten aufgefordert werde, die großen und erhabenen, auf das Wohl mehr als einer Generation dieſer herrlichen Monarchie, gerichteten Arbeiten Ew. Exzellenz für einen Augenblick mit meinen geringfügigen Angelegenheiten zu unterbrechen."

Graf Wallis ſelbſt wäre gegen die Abhaltung dieſer Vorleſungen nicht abgeneigt geweſen, allein er war zur Erteilung der erforderlichen Ermächtigung nicht zuſtändig. Er überſendet daher das Geſuch am 31. Auguſt an Freiherrn v. Hager mit der Bitte, dieſer wolle in der vorliegenden Angelegenheit das Einvernehmen mit der Studienhofkommiſſion pflegen. Zum Schluſſe ſeiner Note führt er aus: „Übrigens kann es meines Erachtens der Staatsverwaltung nur erwünſcht ſeyn, wenn ein Mann von ſo bewährten Kenntniſſen wie Adam Müller ſeine gehaltreiche Ausbeute im Gebiete der Staatswirtſchaft mitzutheilen bereit iſt. Daß er die Gränzen der allgemeinen Theorie nicht überſchreiten, und daß er ſich in keine Würdigung, noch weniger aber in einen Tadel der Maßregeln der öſterreichiſchen Finanzverwaltung einlaſſen werde, iſt von ſeiner Klugheit zu erwarten." Gerade hier berührt jedoch Graf Wallis einen wunden Punkt, der wahrſcheinlich auch das beabſichtigte Unternehmen Müllers ſcheitern ließ. Das Jahr 1811 war ja das Jahr des berüchtigten öſterreichiſchen Staatsbankrottes und daher mochte man höheren Ortes von einer öffentlichen Erörterung von Finanzfragen wohl nichts wiſſen. Aus den Akten ſelbſt geht zwar nichts hervor, da aber die beabſichtigten

Vorleſungen tatſächlich nicht zuſtande kamen, iſt mit Sicherheit anzunehmen, daß Adam Müllers Geſuch abſchlägig beſchieden wurde.

Faſt ein volles halbes Jahr findet nun die Polizeihofſtelle, abgeſehen von einer kurzen Anfrage vom Oktober 1811, keinerlei Veranlaſſung, ſich um Adam Müllers Treiben zu kümmern. Da plötzlich taucht ſein Name wieder in einem Bericht vom 2. Januar 1812 auf, wo ein Polizeikonfident erwähnt, er ſei von einem Mann „von ſogenannter antiariſtokratiſcher Geſinnung", „den ſein Metier in den vertrauten Kreiſen des hohen Adels herumtreibt", gefragt worden. „Was macht denn der Apoſtel der Conterrevolution Adam Müller hier?" Eine Antwort hierauf ſchien auch den Vizepräſidenten der Polizeihofſtelle, Baron Hager, ſehr zu intereſſieren; denn bereits zwei Tage ſpäter, am 4. Januar ſchreibt er an Hofrat Siber von der Polizeioberdirektion: „Der hier anweſende Gelehrte Adam Müller ſcheint die Aufmerkſamkeit mehrerer politiſchen Partheyen auf ſich zu ziehen, beſonders ſeit der Sachſen Gothaiſche Hofrath Becker plötzlich vom franzöſ. Militär aufgehoben worden iſt. Dieß erfordert mehr als jemahls, daß ich von dem Thun, von dem Umgange, von den Äußerungen und verlautbarten Geſinnungen dieſes Adam Müller ſehr genaue Notizen erhalte, dabey kommt es weſentlich darauf an zu wiſſen, welche fremde diplomatiſche Individuen, ſo wie überhaupt welche Fremde auf dem Platze, dann welche hieſige Gelehrte oder Beamte mit ihm in Berührung ſtehen."

Nach einem Zeitraum von mehr als vierzehn Tagen legt der k. k. Hofrat und Polizeioberdirektor von Siber am 21. Januar 1812 den gewünſchten Bericht vor:

„Adam Müller lebt hier äußerſt zurückgezogen in dem Hauſe No. 16, wo ihm der Herr Erzherzog Maximilian eine Wohnung gab. Da ſeine Perſon und Lebensgeſchichte ohnehin vollkommen bekannt iſt, aus der ſich auch auf ſeine

Gesinnungen schließen läßt, so ist hierüber wenig zu sagen; zumal er nun fast gar nicht in der Welt erscheinet. Man hat nur mit vieler Mühe erfahren, daß er an einem Werke sehr fleißig arbeite, welches ehestens unter dem Titel: Über die englische Landwirthschaft, und deren theoretische und praktische Anwendung auf Geld und Ackerbau erscheinen wird, der Buchhändler Schaumburg hat dieses Werk, welches in 3 Bänden bestehen soll, in Commission übernommen. Zu dem dritten Bande sollen ihm noch viele Materialien mangeln, welche der Hofrath v. Genz zu liefern übernommen haben soll.

Schon diese Arbeit erfordert seine ganze Zeit, und es bleibt ihm keine Muße für das Leben mit der Welt und seinen Freunden übrig. Am vertrautesten ist er mit H. v. Buol, vormahligen Geschäftsträger am sächsischen Hofe, mit dem Hofrath v. Genz, und auch Baron Hormayer kommt öfters zu ihm, welchem er Aufsätze in sein Journal: Das Archiv der Geschichte etz. überläßt. Durch seinen vorigen Aufenthalt im Ausland hat er mehre[re] Bekannte in der Schweitz, und in Sachsen; daher kommt es, daß Reisende aus diesen Ländern an ihn empfohlen werden. Der Landamman v. Reding kam einige male zu ihm. Den Herr[n] v. Poso soll er ehestens hier erwarten. Ehedem stand er auch mit Schlegel in gutem Einvernehmen, aber seit einiger Zeit sehen sie sich seltner. Unter den hiesigen Einwohnern ist Pilat, Secretaire des Herrn Ministers Grafen v. Metternich, am öftesten bei ihm.

Die Lokalität seiner Wohnung, wo niemand im Hause sich befindet, als nur wenige niedere Dienstleute des Herrn Erzherzoges Königl. Hoheit, und seine beynahe von der Welt abgeschiedene Lebensart macht, daß man bis nun über ihn keine nähere Notizen einziehen konnte."

Aus dem Bericht des Hofrates Siber geht hervor, daß Adam Müller nunmehr, ganz zurückgezogen von der großen

Welt, bloß seinen eigenen Studien lebte. Das Werk mit dessen Abfassung er damals beschäftigt war, erschien erst im Jahre 1816 zu Leipzig unter dem Titel „Versuche einer neuen Theorie des Geldes mit besonderer Rücksicht auf Großbritannien“[1]). Außerdem mag er wohl damals auch an den „Agronomischen Briefen“ geschrieben haben, welche im selben Jahre in Friedrich Schlegels „Deutschem Museum“ erschienen. Gleichwohl hatte Adam Müller seinen alten Lieblingsplan, in Wien öffentliche Vorlesungen zu halten, nicht fallen gelassen. Er wurde hierin durch den Umstand bestärkt, daß auch sein Freund Friedrich Schlegel seit Ende Februar 1812 vor einem erlesenen Publikum Vorlesungen über die „Geschichte der alten und neuen Literatur“ hielt, welche sich großen Beifalls erfreuten. Durch Schlegels Beispiel bewogen wählte Müller jetzt auch nicht etwa ein mit Rücksicht auf die Zeitlage immer noch heikles volkswirtschaftliches, sondern ein rein ästhetisches Thema. Hatte er ja doch schon während seines dreijährigen Aufenthaltes in Dresden in den Jahren 1806 bis 1809 nicht bloß über Staatswissenschaft, sondern auch über Kunst und Literatur öffentlich Vorträge gehalten. Durch seine früheren Erfahrungen gewitzigt, wendet er sich jetzt unmittelbar an den allgewaltigen Vizepräsidenten der Polizeihofstelle, an Freiherr von Hager, von dem er wußte, daß sein Wort ausschlaggebendes Gewicht hatte. In einem Schreiben vom 1. April 1812 trägt er ihm seine Bitte vor:

---

[1]) Müller selbst schreibt in der Vorrede hiezu etwas ungenau: „Das nachstehende Werk wurde in den Jahren 1810 und 1811 zu Wien entworfen.“ Es soll wohl richtig heißen: 1811 und 1812, denn im Jahre 1810 weilte Müller noch in Berlin. Eine Neuausgabe dieses Werkes erschien, hersg. von Dr. H. Lieser, bei Gustav Fischer, Jena 1923. (Sammlung „Herdflamme“, Bd. 2).

Hoch und Wohlgebohrner Herr Baron,
Hochgebietender Herr Präsident!

Ew. Exzellenz gnädigstem Wohlwollen, auch ohne die Ehre Hochdenenselben persönlich vorgestellt zu seyn, mich in tiefster Ehrfurcht empfehlend, wage ich es um die Erlaubniß Hochdenenselben aufwarten zu dürfen und um die Anzeige eines dazu gelegenen Augenblicks unterthänigst zu bitten.

Das Bewußtseyn in früheren Zeiten meine unbedeutende Existenz Österreich zum Opfer gebracht zu haben, giebt mir den Muth jetzt, wo das Unglück meines Vaterlandes Preußen mich ganz besonders trift um

die Erlaubniß zu außerordentlichen Vorlesungen über die Rhetorik oder genauer, über die Kunst des Sprechens, Schreibens und Lesens

ehrfurchtsvoll anzuhalten. Da ich einen völlig unschuldigen Gegenstand gewählt, und in meiner Lage alles davon abhängt, die günstige Jahrszeit und die Anwesenheit des Adels in der letzten Hälfte des laufenden Monats, wie auch während des Mays, zu benutzen, so entschuldigen Ew. Exzellenz gewiß großmütigst, wenn ich zu Hochdenenselben meine Zuflucht nehme, und die unterthänige, obwohl in jeder anderen Lage unverantwortliche, Bitte um die gnädige Beschleunigung des Consenses hinzufüge, falls Ew. Exzellenz meinem Gesuche zu willfahren geruhen.

Der ich mit unbegrenzter Verehrung die Ehre habe zu seyn

Ew. Excellenz

den 1sten April 1812. unterthänigster

der Hofrath Adam Müller."

Auf dieses diplomatische Meisterstück antwortete Baron Hager bereits am folgenden Tage sehr höflich, daß es ihm zum Vergnügen geruhen werde, Adam Müller an jedem beliebigen Tag von 12 bis 1 Uhr bei sich im Büro zu empfangen. Er fügt jedoch sofort bei, daß zur Erteilung der

gewünschten Erlaubnis die Studienhofkommission zuständig sei. Sollte er jedoch, wie zu vermuten, hierüber gefragt werden, so könne Müller versichert sein, daß er, Hager, eingedenk von Müllers Verdiensten gern zur Erfüllung seines Wunsches beitragen werde.

Über den Erfolg der mündlichen Vorsprache Adam Müllers bei Baron Hager sind wir zwar nicht näher unterrichtet, aber aus den Tagebüchern Friedrichs v. Gentz wissen wir, daß Müller zunächst mit großen Zensurschwierigkeiten zu kämpfen hatte. Nur der „unermüdlichen Beharrlichkeit" seines Freundes Gentz hatte es Müller zu danken, daß diese Vorlesungen schließlich doch zustande kamen. Am 14. Mai erschien im „Österreichischen Beobachter" bereits eine ausführliche Anzeige darüber, von Müller selbst verfaßt[1]). Die Vorträge führten den Titel „Über die Beredsamkeit und ihr Verhältnis zur Poesie" und wurden vom 15. Mai bis 11. Juni gehalten[2]). Sie hatten einen ausgezeichneten Erfolg. Wenn man die Denkwürdigkeiten der Karoline Pichler aufschlägt, findet man hierüber folgendes Urteil: „Bei diesen Vorlesungen zeigte .. sich [Adam Müller] wahrlich als einen Redekünstler. Sein Vortrag war gewählt, stets zierlich, zuweilen kräftig, ja ergreifend. So z. B. als er jene berühmte Parlamentssitzung schilderte, in der Fox und Burke, die sonst Freunde gewesen waren, um ihrer verschiedenen, ja entgegengesetzten politischen Ansichten willen, sich öffentlich und auf immerdar trennten. Mit Vergnügen und Erschütterung hörte man diese Schilde-

[1]) Diese Anzeige findet sich wieder abgedruckt in den von mir herausgegebenen „Ausgewählten Abhandlungen A. M.'s" (Jena 1921) S. 197 f.

[2]) Sie erschienen unter dem Titel „Zwölf Reden über die Beredsamkeit und deren Verfall in Deutschland" 1816 zu Leipzig. Eine Neuausgabe besorgte Artur Salz 1920, im Dreimasken-Verlag, München.

rung, indes will ich nicht behaupten, daß jene nicht recht hatten, welche Müllern einige Koketterie im Vortrage vorwarfen. Sichtlich war er viel mehr als Friedrich von Schlegel bei seinen Vorlesungen bemüht, sie angenehm zu machen. Er las mit gemäßigter, nicht ganz von Manier freier Stimme, zusammenhängend, in geregeltem Flusse aus seinem Manuskripte, das vollkommen vor der Lesung geordnet zu sein schien. Schlegel hingegen, obwohl sein Vortrag lebendig und natürlicher als der Müllers war, mußte oft in seinen Blättern den Zusammenhang nachsuchen, die Einschiebsel nachholen, manchen Satz wiederholen. Das war nun freilich etwas störend, und dies wußte Müller zu vermeiden." (Denkwürdigkeiten, hrsg. von Emil Karl Blümml, München 1914, 1. Bd. S. 414 f.) Wenn man hiemit etwa den Bericht vergleicht, den Dorothea Schlegel in ihrem Briefe vom 16. Mai 1812 über Adam Müllers Vorlesungen an ihren Schwager August Wilhelm gibt[1]), so versteht man, daß sie etwas verärgert ist: „Ich fürchte", schreibt sie, „der Eindruck von Friedrichs Vorlesungen wird durch diese Neuigkeit zu schnell verdrängt, und ich muß es gestehen, dies verdrießt mich, wenn ich die Anstrengung Friedrichs und die Vortrefflichkeit der Vorlesungen selber bedenke, immer mehr und mehr."

Wenn Adam Müller in seinem Schreiben vom 1. April den Baron Hager auch versicherte, der Gegenstand seiner Vorlesungen sei ein „völlig unschuldiger", so konnte er doch gar nicht unschuldig genug sein, daß sich die Polizei hiefür nicht interessiert hätte. Exzellenz Hager hatte in diesen Vorlesungen von Beginn bis zum Schluß einen Spion sitzen in der Gestalt des Hofsekretärs Armbruster, von dem er sich genauen Rapport erstatten ließ. Noch während der Dauer von Müllers Vorträgen fühlte sich Hager ver-

[1]) Wieder abgedruckt in „A. Müllers Ausgewählten Abhandlungen", Jena, Gustav Fischer, 1921 S. 167.

pflichtet, am 8. Juni 1812 dem Kaiſer Franz folgende Meldung zu erſtatten:

„Euer Majeſtät!

Der ſeit einiger Zeit hier befindliche wegen ſeiner Anhänglichkeit an Öſtreich wohl bekannte Adam Müller hatte vor einiger Zeit öffentliche Vorleſungen über Rhetorik angekündiget, da mir über die erhaltene Bewilligung nichts ämtliches mitgetheilt worden war, ſo forſchte ich unter der Hand nach, und erfuhr, daß S. M. ihm dieſe allergnädigſte Bewilligung ertheilt hätten. Bei dieſen Umſtänden habe ich es meiner Pflicht gemäß erachtet, ſo wie es bei andern ausländiſchen Gelehrten üblich war, einen Beamten zu dieſen Vorleſungen abzuſenden, der den Inhalt und die Tendenz derſelben erforſche, und mir ſohin Bericht erſtatte.

Ich nehme mir die ehrfurchtsvolle Freiheit S. M. zwei Berichte des dahin abgeſendeten Hofſekretairs Armbruſter im Anſchluß vor Augen zu legen, nach welchen dieſe Vorleſungen dem gegenwertigen Staatsintereſſe nicht ganz unpaſſend zu ſeyn ſcheinen. Der Berichtleger bemerkt, daß dieſe Vorleſungen zwar nicht unmittelbar anſtößig wären, jedoch der geheimen Tendenz nach ſo gedeutet werden können, weil öfter Digreßionen vorkamen, die auf die Unterjochung Teutſchlands und die gegenwärtige Umſtaltung Europas hinzielten.“

Dieſen Bericht des Freiherrn v. Hager legte der Staatsminiſter Graf Metternich in ſeinem Vortrag vom 9. Juni 1812 in Prag dem Kaiſer Franz vor und begleitet ihn mit folgenden, wahrhaft nicht ſchmeichelhaften Randbemerkungen: „Wenn Adam Müllers Vorleſungen im Sinne der Teutſchheit ſind ohne daß er ſich verfänglicher Ausdrücke ſchuldig macht, ſo iſt gegen dieſen Sinn gar nichts einzuwenden. Predigt er Volks Aufſtand, ſo muß ihn die Polizey zurechtweiſen. Was führt aber Freyherr v. Hager und Armbruſter an,

Daß Adam Müller in seiner zweiten Vorlesung Pitt und seinen Vater Lord Chatam lobte!

Was ist gegen dieses Lob zu bemerken? Wie hängt es mit der Teutschheit zusammen, ist es vielleicht anstößig, weil Napoleon Pitt nicht liebte? Was geht uns das an? Warum sollten wir uns nicht mehr erlauben von den großen Männern der Ausländer zu sprechen?

Warum unterlegt man endlich Allerhöchstdenselben solch elende Bruchstücke wie der vorliegende Polizey-Rapport"[1]).

Kaiser Franz scheint jedoch in dieser Angelegenheit nicht eines Sinnes mit Metternich gewesen zu sein. Er erließ am 12. Juni 1812 an Baron Hager eine Weisung, in welcher er ihm wohl den Auftrag erteilte, Adam Müller wegen der politischen Tendenz seiner Vorträge zur Vorsicht zu mahnen. Freiherr v. Hager beantwortet diesen Auftrag mit seinem Rapport vom 26. Juni.

„Euer Majestät

Geruheten mir unterm 12. d. wegen der öffentlichen Vorlesungen von Adam Müller eine allergnädigste Weisung zu ertheilen.

Da diese Vorlesungen nunmehr beendiget sind, so halte ich mich verpflichtet E. M. ehrfurchtsvoll anzuzeigen, daß die Nothwendigkeit nicht eingetreten ist, dem Adam Müller über die politische Tendenz seiner Vorlesungen Winke zu geben. Derselbe ist wahrscheinlich schon von seinen Freunden gewarnt worden, und hat sich in der Folge behutsamer betragen, ohne jedoch im ganzen seine Abneigung gegen Frankreichs Oberherrschaft zu verläugnen.

Der Hofsekretair Armbruster hat Müllers Vorlesungen in Gemäßheit E. M. allergnädigster Weisung bis zu Ende besucht und mir sohin den ehrfurchtsvoll angebogenen Bericht

[1]) Von mir bereits mitgeteilt in „Adam Müllers Ausgewählten. Abhandlungen", Jena, Gustav Fischer, 1921, S. 207.

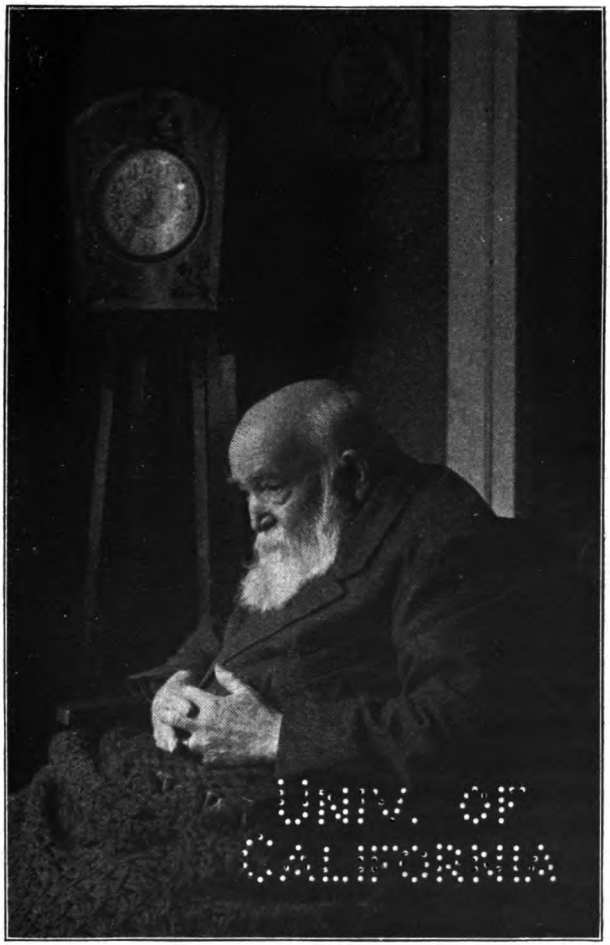
erſtattet. Sein[en] Vorſchlag, daß bei ausländ. Gelehrten von Müllers Geſinnungen um unangenehme Kolliſionen zu vermeiden, die Manuſkripte der Vorleſungen von der P. Hofſtelle vorläufig eingeſehen werden möchte, vermag ich nur alsdann auszuführen, wenn ich in Zeiten von der Bewilligung zu dieſen Vorleſungen verſtändiget werde, im gegenwärtigen Fall hat die Studienhofkommiſſion mich gar nicht in die Kenntnis geſetzt, ich erfuhr nur ſpäter hin auf andren Wegen, daß Müller Vorleſung[en] halten dürfe, und von meinem Plane war dabey gar nicht die Rede.

Wien d. 26. Juny 1812. Hager."

Adam Müller, den der große Erfolg ſeiner Vorleſungen über die Beredſamkeit kühn gemacht hatte, kam nach zwei Monaten bei der vereinigten Hofkanzlei neuerdings um die Erlaubnis ein, nunmehr „öffentliche moraliſche Vorleſungen" abhalten zu dürfen. Gemäß des beſtehenden Allerhöchſten Befehles ſandte die Hofkanzlei dieſes Anſuchen wieder an die Polizeihofſtelle zur Äußerung weiter.

Freiherr v. Hager war jedoch durch die früheren mit Adam Müller gemachten Erfahrungen nun ſchon gewitzigt. Er wußte, daß dieſer es verſtünde, auch in ganz „unſchuldigen" Vorleſungen über die Rhetorik ſeinen nationalen Gefühlen Luft zu machen und, wenn auch verſteckt, gegen Napoleon zu ſchüren, ein Umſtand, welcher der damals napoleonfreundlichen öſterreichiſchen Politik nicht erwünſcht ſein konnte. Baron Hager hatte wohl auch keine Luſt, Adam Müllers wegen wieder eine, wenn auch noch ſo feine Zurechtweiſung einzuſtecken, er beſchloß daher diesmal ganz ſicher zu gehen und eine Zuſtimmung nur nach den ſtrengſten Kautelen zu erteilen. Daher ſchreibt er am 17. September an die Hofkanzlei zurück:

„E.[uer] E.[xcellenz] werden nicht verkennen, daß jener Theil der Moral, über welchen der Sachſen Weimariſche Hofrath Adam Müller ... für ein gemiſchtes Publikum


UNIV. OF
CALIFORNIA

Letzte Aufnahme Hans Thoma's

Vorleſungen halten will, viele verſchiedenartige Anſichten hat, die ſelbſt nah und fern die Staatszwecke berühren. Obgleich ich nun nicht der Meinung bin, daß Bittſteller, der ſich um Öſterreich verdient gemacht hat, und als ein rechtlicher Mann bekannt iſt, deshalb mit ſeinem Geſuch abzuweiſen ſey, ſo ſcheint mir dennoch die Heiklichkeit der Gegenſtände, die er abhandeln will eine beſondere Kontrole über dieſe Vorleſungen räthlich zu machen, damit nicht durch ein und andern gewagten Satz oder auch nur durch Andeutung üble Eindrücke erzeugt werden. In Erwägung dieſer Umſtände und daß Hofrath Müller nur im allgemeinen die Materien ſeiner Vorleſungen bezeichnet habe, glaube ich, daß man ſich nur alsdann über dieſe Vorleſungen vollkommen beruhigen könne, wenn Bittſteller über jede derſelben vorläufig entweder das vollſtändig ausgearbeitete Heft oder doch eine hinlängliche Skizze davon der P. Hofſtelle vorlege, nach dem die P. Hofſtelle ohnehin von S. M. angewieſen iſt, derlei Vorleſungen fremder Gelehrten durch einen eigenen Beamten kontrolieren zu laſſen.“ Trotz allen Wohlwollens für Adam Müller lächelt hier doch der alte Fuchs zwiſchen den Zeilen hervor.

Adam Müller hat die von ihm beabſichtigten öffentlichen moraliſchen Vorleſungen nie gehalten. Es tauchte dieſem raſtloſen Manne plötzlich ein anderer Plan auf, der ſeine Tätigkeit ganz in Anſpruch nahm, die Errichtung einer Erziehungsanſtalt für die Söhne des hohen Adels. Dieſes Unternehmen beſchäftigte jedoch nicht nur ihn und ſeine wohlgeſinnten Gönner und Freunde, ſondern insbeſonders wieder die Polizeihofſtelle und ihren Chef Freiherrn v. Hager, der ſeine Beamten und Agenten zu einem großen Erkundigungsfeldzug ausſandte, aber auch bei Hof und in den weiteſten Kreiſen der Stadtbevölkerung wirbelte dieſes Ereignis ungeheuren Staub auf. Nunmehr war Adam Müller wieder einmal in den Mittelpunkt des öffentlichen Intereſſes getreten.

Die Polizeihofstelle hatte auf Adam Müller, insbesonders seit seinen versteckten, deutsch-patriotischen Anspielungen in seinen „Vorlesungen über die Beredsamkeit“ ein wachsames Auge. Wenn sie auch an seiner österreichfreundlichen Gesinnung nicht zweifelte, so war es bei der gegenwärtigen politischen Konstellation, da Napoleon der Schwiegersohn des Kaisers Franz geworden war, doch dringend geboten, einen Mann, der als gebürtiger Preuße einen echten Nationalstolz besaß, zu überwachen, damit er nicht durch ein ehrliches, aber plumpes Wort das feine Gespinst der Diplomaten zerstöre.

Da langt am 24. Oktober 1812 bei Freiherrn v. Hager die anonyme Anzeige eines Polizeikonfidenten ein: „Der bekannte preußische[1]) Hofrath Adam Müller will eine große Privat-Anstalt zur Erziehung des hohen Adels hier errichten. Den Vorschuß der Kosten trägt Sr. kön. Hoheit, der Erzherzog Maximilian. Ein großes Haus nebst einem Garten soll auf der Wieden dazu gemiethet werden oder gemiethet worden seyn. Ich zweifle nicht, daß Müller hierzu bereits in dem gewöhnlichen Wege die Erlaubnis werde erhalten haben. Allein eine andere Frage dürfte doch seyn: ob nicht diese Anstalt auch aus einem politischen Gesichtspunkte betrachtet werden dürfte?

Müllers Grundsätze, wenigstens die politischen stehen in sichtbarer Opposition mit jenen, zu welchen unser Hof in dem gegenwärtigen Augenblicke sich bekennt. Müllers Name ist in Frankreich bekannt und vielgenannt; seine Connexionen mit dem Hause der Erzherzogin Beatrix, das man öffentlich als den Vereinigungspunkt Alles dessen nennt, was mit dem politischen System unseres Hofes unzufrieden ist, erregt vieles Aufsehen und man betrachtet jene Anstalt schon als eine Pflanzschule zur Propagation des alten Hasses gegen Frankreich.

[1]) Vgl. hiezu Anmerkung[1]) S. 66!

Bei dieſer Anſicht der Sache dürften Euer Excellenz doch vielleicht beſtimmt werden, einige wenn auch blos hiſtoriſche Notizen von einem Unternehmen aufzufaſſen das gewis großes Aufſehen erregen, aber nach dem Urtheile Aller, welche Müllern und ſeinen politiſch-philoſophiſchen Schwärmergeiſt kennen, bald wieder in Verfall kommen wird."

Durch dieſe Mitteilungen veranlaßt, richtet Baron Hager bereits vier Tage darauf, am 28. Oktober 1812, ein kurzes Dekret an die ihm unterſtehende Polizeioberdirektion, in welchem er dieſer aufträgt, Erkundigungen über die Bewilligung, Finanzierung und Tendenz der projektierten Anſtalt einzuziehen. Die Polizeioberdirektion rührt ſich aber faſt ein ganzes Monat hindurch nicht. Da wird Freiherr von Hager ungeduldig und betreibt den gewünſchten Bericht neuerdings am 20. November, da ihm mittlerweile zu Ohren gekommen war, daß dieſes Inſtitut den Namen „Maximilianeum" führen ſoll und daß Adam Müller bereits wegen Ankaufes einer Bibliothek hiefür in Unterhandlungen ſteht.

Abermals vergehen drei Tage, ohne daß irgend eine Nachricht von der Polizeioberdirektion einlangt. Nun erläßt Hager neuerdings ein Dekret am 23. November, (und zwar im ſchärfſten Kommandoton), worin es unter anderem heißt:

„Eine neuere ſehr dringende Veranlaßung fodert mich auf die verlangte Auskunft neuerlich zu betreiben . . . Da hierorts vorgekommen iſt, daß ein nicht zum beſten bekannter Geiſtliche Namens Hofbauer eine Anſtellung dabei haben ſoll, ſo wird ſich die P. O. D. ungeſäumt bei Erſtattung obig. Berichtes anher äußern, ob die Anſtellung Hofbauers wahr ſey, ob dieſes vieleicht jener aus mehreren P. Verhandlungen bekannte Hofbauer ſey, welcher Vorſteher der in Warſchau aufgehobenen Bennoniten war.

Ich gewärtige förderſamſt die abverlangte Auskunft.

Wien den 23. 9ber 812.

Freiherr v. Hager."

Diese „neuere, sehr dringende Veranlassung", auf welche sich Baron Hager hier beruft, bestand darin, daß Kaiser Franz allerhöchstselbst Wind von der ganzen Sache bekommen und an Baron Hager nachstehende Weisung erteilt hatte: „Das hiesige Adeliche Institut soll einen Ausländer mit Namen Müller zum Director und den Priester Hofbauer zum Religionslehrer haben. Es sei zu erheben, ob sie dabei belassen werden können." (Separatprotokoll 1812, 24. November.)

Endlich langt eine Woche später, am 29. November der so heißersehnte Bericht der Polizeioberdirektion ein. Sie wird, ihren sonstigen Traditionen getreu, auch in dieser Angelegenheit gewiß nicht lässig zu Werke gegangen sein, allein es mochte ihr nicht besonders leicht fallen, von diesem Unternehmen, das ja noch in den Kinderschuhen steckte, verläßliche Nachrichten einzuziehen. Der Bericht lautet:

„Ich habe nach Euer Exzellenz hohem Befehle über die von dem Hofrath Adam Müller projektirte Privat-Erziehungs-Anstalt für den höheren Adel Erkundigungen eingezogen und lege einstweilen das Wesentlichere hier vor, bis ich durch andere Notizen die Lücken ergänzen kann.

Bis gestern Abends hatte Müller weder bey der vereinigten Hofkanzley, noch bey der Studien-Hof-Commission, noch bey der Regierung eine Bewilligung angesucht, unerachtet die Errichtung der Anstalt fest beschlossen ist und Müller bereits mit den Lehrern in Unterhandlungen steht. Nach Müllers Äußerungen war die Introduktion der Zöglinge auf den zweyten Weynachts-Feyertag, die Eröffnung der Lehranstalt aber auf den 2. Jan. 1813 festgesetzt. Indessen hat sich ein anderes Hinderniß entgegengestellt.

Die Mätresse eines Grafen Keglewich, Namens Kirchstätter, welche in dem für das Müller'sche Institut bestimmten Caroly'schen Garten-Gebäude auf der Wieden wohnt, weigert sich nun auszuziehen, unerachtet man ihr eine andere Wohnung

mit großen Vortheilen angeboten und sie schon für die Annahme ihr Wort gegeben hatte. Die Unterhandlungen geschehen durch den Haus Hofmeister Sr. kön. Hoheit des Erzherzogs Maximilian Höchst welcher alle Kosten vorschießt, mit ganzer Seele an der Anstalt hängt, noch mehr, als Müller selbst, und dem Institut seinen Namen „Maximilianeum" geben wird, wahrscheinlich als Seitenstück zu dem „Joanneum" in Graz. Mit der Universal-Erbin des verstorbenen Raths v. Sartori steht Müller in Unterhandlungen über die hinterlassene Bibliothek desselben. Bereits bot er eine Leib-Rente von 400 fl. W.W. jährlich an, um diese Bibliothek mit der Erziehungsanstalt zu verbinden.

Den eigentlichen Plan, nach welchem der junge Adel hier gebildet werden soll, hat noch keiner von Müllers Freunden, mit welchen ich sprach, gelesen. Nur so viel hörte ich, daß Müller einen eigenen und in seiner Art einzigen, von allen bisherigen Unterrichts-Systemen abweichenden Gang gehen wolle. Gereifte und erfahrene Männer, selbst aus dem Kreise von Müllers Freunden, erwarten n i c h t s von dieser Anstalt, oder eigentlich etwas schlimmeres als nichts: V e r b i l d u n g nach dem Schnitte der neueren Schule, wobey Verstand und Herz leer ausgehen und der Staat nie Männer erhält wie er ihrer in dieser Zeiten bedarf. Müllern selbst wurden von mehreren wackeren Männern Vorstellungen gemacht. Allein die Folge war, daß er sie floh und jede Verbindung mit denselben abbrach.

Auffallend ist es übrigens, daß die dirigirenden Piaristen im Theresianum Müllern selbst angeboten haben sollen, ihm reiche Zöglinge zuzuweisen. Unter den zwölf Zöglingen, welche sich schon gemeldet haben, sollen auch zwey Lichtenstein sich befinden.

Zum Vize-Director und Lehrer der Religion hat Müller den bekannten aus Warschau entflohenen Benonisten H o f b a u e r ersehen, einen schwärmerischen ungebildeten und

unwiſſenden Menſchen, von welchem in unſeren Akten viel vorkommen muß.

29. Nov. 1812 Notus.“

In dieſen Zeilen ſpiegelt ſich deutlich das Urteil wieder, welches das offizielle Öſterreich, das noch durchwegs aus aufgeklärten Joſephinern beſtand, über die Beſtrebungen der Wiener romantiſchen Schule fällte. Insbeſonders ſchien ihm das Wiedererwachen des religiöſen Lebens für die beſtehenden Staatsmaximen ſehr gefährlich, daher die überlegene Geringſchätzung gegenüber Klemens Maria Hofbauer, deſſen Wirkſamkeit der Polizei immer ein Dorn im Auge war. Adam Müller gegenüber dachte man freilich etwas anders. Dieſer Mann trug in ſeinen Schriften Grundſätze vor, welche den leitenden Staatsmännern vermöge eines tiefen konſervativen Gehaltes höchſt willkommen waren, auch hatte ſich Müller perſönlich um Öſterreich ſehr verdient gemacht, aber überall dort, wo dieſer bunte Vogel aus dem Zaubergarten der Romantik ſeine Schwingen zu einem Höhenfluge erheben wollte, legte man ihn ſorgfältig an eine eherne Kette und ſtutzte ihm die Flügel. Das Gefährliche war dabei nur, daß Müller infolge ſeiner tiefen Wirkung im perſönlichen Verkehr glänzende Verbindungen in den höchſten Kreiſen beſaß, und vielleicht wäre es ihm auf dieſe Art und Weiſe möglich geweſen, dem guten Kaiſer Franz in einer gnädigen Laune die Bewilligung zur Errichtung ſeiner Erziehungsanſtalt abzuliſten, aber alles, was gut aufgeklärt war und auf geſunden Menſchenverſtand hielt, verſchwor ſich wider ihn, um ſeine kühnen Pläne zu durchkreuzen.

Sehr geſchadet hat ſich Adam Müller in den Augen der öſterreichiſchen Behörden dadurch, daß er den „nicht zum beſten bekannten Geiſtlichen“ Klemens Maria Hofbauer, den heutigen Heiligen und Patron Öſterreichs, zum Religionslehrer und Vizedirektor ſeiner Anſtalt erwählte, jenen Anti-

poden des Josefinismus, der, obwohl weder Künstler noch Philosoph, so doch das Herz der Wiener Romantik genannt werden kann. Die Polizei roch sofort Jesuiten, zumal sich auch Hofbauers vertrautester Freund, Baron Penkler, der Sache Adam Müllers warmen Herzens annahm.

„Ich vernehme", schreibt Baron Hager am 1. Dezember 1812 an die Polizeioberdirektion, „daß der Hofrath Baron von Penkler sich mit allem Eifer für die baldige Errichtung der Adam Müllerischen Erziehungsanstalt intercedirt. Die P. O. D. wird in dem Berichte, den sie über diesen Gegenstand zu erstatten hat und den ich nun ehestens gewärtige, auch diesen Punkt näher zu beleuchten suchen, und wo möglich den Baron Penkler durch einen vertrauten Mann ausholen."

Bereits am selben Tage berichtet die Polizeioberdirektion im Nachhang zu ihrem ausführlichen Bericht vom 29. November: „Nach Behauptung des Hofraths Baron Hormayer ist das Erziehungsinstitut, welches von dem bekannten Adam Müller errichtet werden will, das Werk der hiesigen Jesuiten-Partei, der päbstliche Nunzius, Baron Penkler p. p. sollen das Unternehmen vorzüglich begünstigen. Adam Müller ist deswegen noch bei keiner Behörde um Bewilligung eingekommen, weil er solche unmittelbar von Sr. M. durch den Schutz mehrerer Glieder der K. K. Familie zu erhalten hoft.

Sr. K. H. der Erzherzog Maximilian schießen einsweilen das nöthige Geld vor, und geben dem Erziehungs Institut den Namen Maximilianeum. Adam Müller zählt mit dem Schutz J. M. der Kaiserin und J. K. H. der Kaiserin Mutter. Graf Metternich soll auch gesonnen seyn, seinen Sohn in dieses Institut zu thun.

Wien d. 1. Xber 812. Notus."

Man sieht, es sind just nicht die schlechtesten Namen, die Adam Müller unter seinen Gönnern anführen kann. Dabei hatte er auch zur Presse die denkbar besten Verbindungen.

Der Schriftleiter des „Österreichischen Beobachters“, des tonangebenden Wiener Blattes, Josef Anton v. Pilat zählte zu seinen vertrautesten Freunden. Auch diese Beziehung spürte die Polizei bald aus. So heißt es in einem anonymen Bericht an Baron Hager vom 8. Dezember 1812:

„Ich sprach gestern lange mit Pilat über Adam Müller und sein Institut. Was ich dabey erfuhr und bemerkte ist:

1. Daß Pilat keines der kleinsten Triebräder in dieser Maschine sey und daß er thätig dafür arbeite um einige mit ihm in enger Verbindung stehenden Menschen in Versorgung und Wirksamkeit zu bringen. Diese sind Baron Klinkowström u. der Gelehrte u. Artist Hartmann. Der Erstere wird Pilats Schwägerin heyrathen. Der Letztere ist eigentlich der thätigste Mitarbeiter an dem Beobachter, ein Mensch, der sehr vieles gelernt hat aber unreif in seinem Benehmen und in seinem Urtheile ist.

2. Daß das Ganze darauf berechnet sey, die Erziehung des Adels allmählig wieder den Piaristen zu entziehen und Jesuiten oder jesuitisirenden Personen in die Hände zu spielen scheint wenn mich nicht jede Combination täuscht, der geheime Zweck der Unternehmung zu seyn und ich spreche selbst Pilat nicht von dem Hinwirken auf diesen Punkt frey.

3. Nur Katholiken sollen als Zöglinge aufgenommen werden.

4. Adam Müller wird noch diese Woche der N. Ö. Regierung seinen Plan vorlegen und um die Genehmigung bitten. Er rechnet sehr auf Gr. Saurau's Unterstützung.“

Daß sich Adam Müller nunmehr auch um die rechtliche Seite der Angelegenheit bekümmerte und um eine behördliche Genehmigung seines Planes einkam, war wahrlich hoch an der Zeit. Seine Unbekanntheit mit den österreichischen Studiengesetzen mag dazu beigetragen haben, daß er die Hindernisse, die von den k. k. Behörden drohten, ursprünglich kaum in Beachtung zog. Nunmehr unterbreitet er seinen

völlig ausgearbeiteten Entwurf zunächst seinem Gönner Erzherzog Maximilian, der sich folgendermaßen hiezu äußert:

„Lieber Müller.

Hierneben sende ich ihnen den mir mitgeteilten Entwurf zurück, den ich für ganz besonders gut gelungen, und zweckmäßig halte, da aber doch einmahl etwas daran getadelt werden soll, und Sie dieses von mir als einen Beweis der innigsten Theilnahme ansehen, so will ich Ihnen auch nicht ein Wort verhehlen, dessen Lesung in mir den Wunsch erregt haben möchte es nicht darinn anzutreffen.

Dahin gehört zuerst die Erwähnung des k. k. Artillerie Corps, welche zu Mißdeutungen Anlaß geben könnte, und es dürfte besser seyn bloß k. k. Invaliden zu erwähnen. Dann der Ausdruck Männer ohne Furcht, und Tadel, und die Erwähnung des Cours diplomatique, und der Militär-Wissenschaften, wenn sie nicht etwa vermuthen, daß gerade hierauf ein besonderer Werth gesetzt werde.

Endlich wünschte ich, daß sie sich nicht H.[erzoglich] W.[eimar'scher] Hofrath unterschrieben, indem man daraus Anlaß nehmen könnte ihnen Hindernisse in den Weg zu legen in dem Anbetracht, daß Sie in Diensten eines fremden Hofes stehen.

Ich kann ihnen aber nicht genug wiederhohlen wie zweckmäßig ich alles übrige finde, und hoffe, daß sie diese wenige Anmerckungen nur dem aufrichtigen Wunsch für das gedeihen ihres schönen Unternehmens zuschreiben werden, womit ganz erfüllet ist

Ihr ergebenster

Eh. Maximilian."[1])

[1]) Die hier mitgeteilten Briefe des Erzherzogs Maximilians stammen aus dem Nachlasse Adam Müllers, den ich mit gütiger Erlaubnis der Familie v. Pilat in Wien benützen konnte.

Diese Ratschläge seines hohen Gönners klug benützend, reicht Adam Müller das vorgeschriebene Gesuch am 9. Dezember 1812 bei der Niederösterreichischen Landesregierung ein. Er fügt ihm auch einen ausführlichen Plan seiner Erziehungsanstalt bei:

„Entwurf eines Privathauses; Wien, Favoritenstraße 126.

Dieses Haus ist für die Erziehung und den Privatunterricht einer beschränkten Anzahl von 10—18 jähr. Knaben aus den höheren Ständen bestimmt. Außer den höhern Orts verorderten Studien, welche in der vorgeschriebenen Art besorgt werden, übernimmt das Haus die moralische und physische Leitung seiner Zöglinge, wie auch alle die besondern Studien, Sprachübungen, ritterlichen und musikalischen Exercitien, welche zu einer vollendeten Welt- und Geschäftsbildung gehören: ferner die Sorge für die Repetitionen der vorgeschriebenen Studien, für die gehörige Abhaltung der verorderten Prüfungen, für die immerwährende lebendige Ausübung der deutschen und französischen Sprache, und für die weitere Vervollkommnung in allen Zweigen der griechischen und römischen Classischen Litteratur, durch den ganzen Lauf der philosophischen, juridischen und politischen Studien.

Was ein Vater aus den höheren Ständen über die vorgeschriebenen Studien hinaus für die sittliche, wissenschaftliche und elegante Bildung seines Sohnes thun, oder wünschen möchte, aber durch seine Geschäfte oder seine Lage verhindert wird, auszuführen, wird sich das Haus zu verfolgen und zu erreichen bestreben. Die Hauptstadt der Monarchie bietet zu diesem Zwecke die ausgezeichnetsten Mittel und Talente dar, die nach Kräften zu vereinigen das Hauptaugenmerk des Unternehmers seyn wird.

Das zu dieser Absicht ausersehene Lokal liegt in der gesundesten und höchsten Gegend der Stadt, vereinigt alle Vortheile des städtischen und ländlichen Aufenthalts und gestattet eben sowohl die fortdauernde Verbindung mit der

übrigen Welt, als die gelegentliche Absonderung von derselben. Von den drey dazu gehörigen großen Gärten sind zwey für den freyen jugendlichen Lebensgenuß, für Spiele und gymnastische Uibungen aller Art: der 3te mit dem dazu gehörigen Wirthschaftsplatze ist für den praktischen Unterricht in dem ältesten und ersten aller menschlichen Gewerbe, das keinem gebildeten Staatsbürger fremd seyn sollte, in der Landwirthschaft bestimmt. Das Haus ist mit einer anständigen Haushaltung, mit Erziehungs und Unterrichtsrequisiten aller Art, und mit einer auserlesenen Bibliothek versehen, und hat hinreichenden Raum um vier und zwanzig Zöglinge mit Anstand zu beherbergen. Würdige Geistliche werden die unmittelbare moralische und religiöse Pflege der Eleven überwachen, wie auf der andern Seite bey dem steigenden Mangel an gutem Gesinde beschlossen worden ist, die Bedienung ausgezeichneten Individuen unter den Invaliden der k. k. Armee zu übertragen, die sowohl ein gewisses Gefühl von Ehre, als auch Sinn für Disciplin und Ordnung in das Haus mitbringen werden.

Der Unterricht wird von geprüften Lehrern aller Art besorgt: der historische, staatswissenschaftliche, philosophische und mathematische wird vom Vorsteher unmittelbar geleitet. Ein, jeder Stufe der Bildung angemessener Religionsunterricht wird durch alle Klassen ununterbrochen fortdauern. Alle Kräfte aber werden dahin vereiniget werden, daß insbesondere treue Staatsbürger und Männer, die den kommenden Zeiten angemessen sind, dereinst aus dieser Bildungsanstalt hervorgehen können.

Die Aufnahme der Zöglinge geschieht in der Regel zwischen dem 10. und 12. Jahre ihres Alters: der Unterricht würde also in den höheren Humanitätsklassen beginnen und bis ans Ende der Universitätsstudien begleitend fortdauern. Nur ist die Einrichtung getroffen worden, daß alle die verschiedenen Cursus des Privatstudiums, in welche dasselbe der Ordnung

wegen hat eingetheilt werden müſſen, zugleich anfangen, ſo daß alſo Jünglinge jeden höheren Alters bis zum 18. Jahre unmittelbar eintreten und die bereits anderwärts begonnenen Studien fortſetzen, vollenden und alles früher verſäumte Privatſtudium nachholen können. Die Privatſtudien, welche dem Unterricht an der k. k. Univerſität zur Seite gehen, werden Fortſetzungen und Erweiterungen der früheren humaniſtiſchen und philoſophiſchen Studien ſeyn: auch wird in den letztern Jahren des Studiums ein vollſtändiger cours diplomatique in franzöſ. Sprache vorgetragen, wie auch für einen encyklopädiſchen Unterricht in den Militärwiſſenſchaften geſorgt werden. Uiberhaupt kann der Zweck dieſes Erziehungshauſes nicht richtiger definirt werden, als durch die äußeren Veranlaſſungen, welche die Idee desſelben angeregt haben. Bey dem großen Mangel an guten Hofmeiſtern und Pädagogen hatten ſich mehrere Familien an den unterzeichneten Unternehmer eines Erziehungshauſes gewendet und ſeinen Rath in Anſpruch genommen. Bey der Unmöglichkeit paſſende Subjecte zu finden, ſchien es am gerathenſten und natürlichſten, die eigene Kraft zu dieſem ſchönen Zweck herzugeben, ein angemeſſenes Lokal zu ſuchen, u. ſelbſt für mehrere Familien gemeinſchaftlich Hofmeiſter zu werden als für einen Einzelnen. Die Koſten dieſes ausgebreiteten Unterrichts, obwohl noch immer groß, da ſie für jeden einzelnen Zögling nicht unter 500 fl. jährlich beſtritten werden können, ſtanden dennoch in keinem Verhältniß zu den Koſten der abgeſonderten Erziehung. Wieviel aber wurde außer dem gewonnen durch das Beyeinanderſeyn mehrerer, durch die Berührungen entgegengeſetzter Kräfte und Talente, und durch die Autorität über die jugendlichen Gemüther, die wohl der Vorſteher eines Erziehungshauſes, aber nie, oder ſelten ein häuslicher Erzieher in gehörigem Maße erlangen kann.

Demnach also bleibt der höchste Zweck dieses Hauses, jedem einzelnen Zöglinge desselben das väterliche Haus so viel als möglich zu ersetzen, ihn von festen und treuen Gesinnungen für Religion und Vaterland für sein ganzes Leben zu durchdringen, und auf jeden Dritten den wohlthätigen Eindruck einer wohlgeordneten, sittlichen und frommen Familie zu machen. Öffentliche Schauprüfungen werden nicht Statt finden. Das Haus wird zu allen Zeiten und Stunden für jeden Berufenen offen stehen. In jedem gegebenen Monat soll eine für den Zögling, wie für den Besucher des Hauses genügende Prüfung vorgenommen werden können."

Soweit der Plan Adam Müllers: Läßt man diesen Entwurf ohne Rücksichtnahme auf seinen Verfasser auf sich wirken, so wird ihm niemand Großartigkeit und Genialität absprechen können. Mögen die Ziele auch weitgesteckt sein, so wäre das Ganze doch unschwer zu verwirklichen gewesen. Hiezu kommt Adam Müllers außerordentliche Befähigung für das Lehrfach, die er seinerzeit in Dresden als Erzieher des Prinzen Bernhard v. Sachsen-Weimar bewährt hatte. Der Herzog Carl August, der Freund Goethes, hatte ihm dafür den Hofratstitel verliehen. Müller, der schon bei seinen Vorträgen eine große Wirkung auf sein Publikum ausübte, wäre ein berufener Führer der Jugend geworden, allein der Einfluß der Aufklärung war damals in Wien noch ungebrochen, von einem Romantiker und mystischen Schwärmer wollte man nichts wissen. Ich habe an anderer Stelle das Schicksal von Adam Müllers Gesuch bei den zu seiner Beurteilung berufenen Behörden geschildert, sein Plan erfuhr, mit großem Unrecht, eine geradezu vernichtende Kritik[1]). Hier will ich zur Erläuterung nur

[1]) Man vergleiche hiezu den Anhang zu meiner Ausgabe von Adam Müllers „Elementen der Staatskunst", Jena 1922, Verlag Gustav Fischer, wo in Band II. S. 460 ff. sämtliche Aktenstücke zu A.M.'s geplanter Erziehungsanstalt zum erstenmal abgedruckt wurden.

noch einige Bemerkungen anfügen, die Baron Hager in seinem Generalrapport an Kaiser Franz vom 12. Dezember 1812 niederschreibt:

„Wenn es . . . erlaubt ist, aus Müllers religiös frommen Denkungsart und aus seinen Schriften sich ein Ganzes zu abstrahiren, so dürfte sein Zweck vor allem dahin gehen, seinen Zöglingen die Grundsätze einer reinen Sittenlehre und der Katholischen Religion einzuprägen, dann aber ihnen die Pflichten an das Herz zu legen, die aus ihrem höhern Standpunkt in der Gesellschaft als Adeliche hervorgehen. Müller ist für alle große Institute des Mittelalters enthusiastisch eingenommen, er spricht einer reichen Geistlichkeit, einem reichen Adel das Wort.

Diese aus Müllers Schriften entlehnte Meinungen haben im Publikum die sonderbarsten Gerüchte über dieses neue adeliche Erziehungs-Institut verbreitet, man erzählt sich, daß nur Adeliche, welche 16 Ahnen erweisen können, aufgenommen würden, andere behaupten wieder, das ganze Unternehmen seye ein Werk der geheimen Jesuiten, Müller seye bloß ein Werkzeug dieser Parthey, deswegen begünstigten auch hiesige, der päbstliche Nunzius, Hofrath Penkler p. p. die Sache, man wolle den Piaristen die Erziehung der adelichen Jugend zu entziehen suchen und sie den Jesuiten in die Hände spielen.

Diese letztere Meinung wird noch dadurch mehr begründet, daß, wie ich auch erhoben habe, der ehemalige Vorsteher der aus Warschau i. J. 807 vertriebenen Benonniten — eine Art Jesuiten, der Abbé Hofbauer als Religions Lehrer aufgenommen worden ist.

Viele ruhig urtheilende Männer versprechen sich von diesem Institute nichts gutes, sie besorgen nach den bekannten Ansichten Müllers über religiöse, philosophische und staatswirthschaftliche Gegenstände, daß die adeliche Jugend eher

verbildet, als zu brauchbaren höheren Staatsbeamten erzogen werde.

Ich habe nachgeforscht, welche Lehrer Müller vor der Hand zum Behuf seines Instituts ausgewählt habe, oben an stehet 1.) der Abbé Hoffbauer, ein Mann der der Polizey längere Zeit bekannt, und der Gegenstand einer förmlichen Untersuchung wegen dem war, weil er ohne Bewilligung ausgewandert, in Mähren zum Behuf seines Instituts Kinder angeworben, und nach Warschau geführt, dann aber nach seiner Vertreibung aus Warschau Kirchen gestört und reiche Ornamente mit sich genommen hatte. . . . .[1])

Müller will sich vor der Hand nur auf den Elementar Unterricht beschränken, und erst dann, wenn er seine jungen Zöglinge genugsam vorbereitet hat, sein Institut erweitern und auch die höheren Wissenschaften tradiren lassen."

Adam Müller, der zuerst ziemlich hoffnungsfreudig ans Werk gegangen war, scheint allmählich durch seine Freunde von den großen Widerständen erfahren zu haben, die sich gegen die Ausführung seines Planes immer stärker fühlbar machten. Nichtsdestoweniger fuhr er, zum größten Ärger der Polizeihofstelle und ihres Leiters, des Baron Hager, unbekümmert in seinen Vorbereitungen fort, als ob er die Bewilligung zu seiner Erziehungsanstalt schon in der Tasche hätte. Schon meldet das Gerücht, daß sein Haus von dreizehn Frequentanten besucht wird. Hofrat Siber, der Polizeioberdirektor, beeilt sich in seinem Bericht vom 14. Jänner 1813 an Freiherrn v. Hager dieses Gerücht abzuschwächen:

„Bis nun hat er nur den jungen von Leschniowsky bey sich im Hause, aber außer diesem erhalten noch drey (nicht 13 Jünglinge, wie gesagt wurde) den Unterricht bey ihm,

[1]) Man vgl. über diese bekannten Beschuldigungen die reichhaltige Literatur über den heiligen Klemens, etwa jüngstens Johannes Hofer, Der heilige Klemens Maria Hofbauer, ein Lebensbild. 2. u. 3. Aufl. 1923, Herder, Freiburg i. Br. S. 231 ff.

die aber nicht da wohnen, ſondern nur täglich hingeführt werden. Dieſe ſind die zwey Brüder Aichendorf und der Sohn des Banquier Pariſis.“ Auch ſonſt weiß Hofrat Siber wieder eine Anzahl von Neuigkeiten: „Anfänglich war man Willens nur Jünglinge von höherem Adel in die Erziehung zu nehmen, allein da auch vermögliche Bürger, die öfters von ſehr geſitteten Familien herſtammen, und durch ihre natürlichen Anlagen, auch Anſprüche auf höhere Staatsbedienſtungen haben, ſo würde man nun auch einige Zöglinge von geringerer Geburt annehmen ..... Die Profeſſoren ſind noch nicht alle beſtimmt, doch hat er indeſſen den bekannten Schlegel und Stoll bedungen ... Da der Herr Fürſt Erzbiſchof zu Wien ſehr großen Antheil an dieſem Inſtitute nehme, ſo wolle er auch deſſen Rath genau zu befolgen ſuchen. Der Herr Erzbiſchof habe ihm beſonders anempfohlen, allen Einfluß der Mütter auf die Kinder zu beſeitigen. Aus dieſem Grunde wolle er eine Art von Clauſur in ſeinem Inſtitute einführen, vermöge welcher den Kindern in der Regel nie der Beſuch ihrer Ältern und Verwandten geſtattet wird, damit ſie aber doch von Zeit zu Zeit mit ihnen zuſammen kämen, ſo würden ſich alle Donnerstage und Sonntage 8 Couverts bey der Tafel des Inſtituts finden, wozu von Zeit zu Zeit die Eltern eingeladen würden.

Zugleich werde man an Sonntagen Abends Geſellſchaften halten, wozu nebſt andern gebildeten Menſchen auch die Eltern geladen würden, um ihnen ihre Kinder zu zeigen und dieſen ſelbſt die Regeln des Umgangs practiſch zu weiſen.“ Schließlich weiß Hofrat Siber noch zu berichten, daß Adam Müller nunmehr die Eröffnung des Inſtitutes für 1. April 1813 in Ausſicht nahm.

Als die Erledigung des zu Beginn des Dezembers eingereichten Geſuches Ende Jänner noch immer auf ſich warten ließ, wurde Adam Müller ſehr niedergeſchlagen. Indes ſucht

ihn sein hoher Gönner, Erzherzog Maximilian wieder aufzurichten und zu trösten:

„Lieber Müller. Ich eile mit wahrem Vergnügen Sie zu versichern, daß ich sehr bestimmt weiß, daß nicht allein kein allerhöchstes Handbillet in ihrer Sache erlassen wurde, sondern daß die verschiedenen Verläumdungen, die man gegen Sie richtete, vielmehr jene Meinung von Ihnen begründen, die sie verdienen. Ich ersuche sie daher ruhig, und getrost die Entscheidung abzuwarten, wenn auch diese durch den gewöhnlichen langsamen Geschäftsgang etwas verzögert würde. Ich erwarte sie Montag um die gewöhnliche Stunde, und verbleibe unabänderlich

Ihr ergebenster

Den 23. Jenner 1813. Eh. Maximilian."

Allein die Zuversicht und großen Hoffnungen des Erzherzogs sollten sich nicht erfüllen. Im Monate März wurde das Gesuch bereits abschlägig vom Kaiser beschieden, Ende Mai erhielt Adam Müller die amtliche Verständigung von dieser für ihn so schicksalsschweren Entscheidung. Er stand wieder vor einem Abgrund. Es war ihm nicht gelungen, eine Lebensstellung zu erlangen, nach der er sich nach den bisherigen Schicksalsschlägen wahrlich sehnte. Zudem hatte er sich mit Verbindlichkeiten belastet, die ihn jetzt schwer drückten. Seine Dienstboten, die er nun der Reihe nach entlassen mußte, leisteten der Polizei willkommene Zuträgerdienste, ihr widerwärtiger Klatsch füllt seitenlange Berichte. Doch kann man daraus ersehen, in welch schwieriger Lage sich Adam Müller befand. Auch die Kriegsereignisse zwischen Preußen und Napoleon warfen schon ihren drohenden Schatten auf das damals noch neutrale Österreich.

„In diesem Hause", heißt es in einem anonymen Bericht vom 12. Juni 1813, „geht es so, als ob es immer beim Dach herein käme, es werden Gäste geladen, es wird gemalen,

aber alles auf gut Glück; der Bäck, der Fleiſcher, der Fiſcher, der Weinbauer, der Tiſchler, der Zimmermann, Maler, Schlöſſer und d. gl. haben ſeit Monath März kein Geld bekommen; jetzt verlegt ſich der Hf R. M. mit ſeinem Compan. Klinkowſtröm aufs Lügen. Sie hatten mit dem Maler 200 fl accordirt, und wie er mit ſeiner Arbeit fertig war und das Geld haben wollte trugen dieſe Herrn ihm an zur Thüre hinauszuwerfen, ſeine Arbeit wäre ſchlecht, er hätte die gewichſten Böden ruinirt und befleckt, ſie hätten mit ihm nur 150 fl ausgemacht, und ſie müßten erſt ſehen ob er gar etwas bekäme, wenn ſie ihn klagten. Der Schlöſſer kömmt täglich, und nie iſt der Hof R.[at] zuhauſe, der Glaſer wird ſchon 6 bis 7 Mal beſtellt, aber er trifft keinen Hof R., der Bäck, der Fleiſcher gleichfalls."

Neben dieſen Gläubigerſorgen, die der Berichterſtatter ziemlich anſchaulich ſchildert, weiß er auch von Adam Müllers preußiſcher, patriotiſcher Geſinnung zu erzählen, die er ihm — ein ärmliches und trauriges Zeugnis für ein engherziges Nur-Öſterreichertum! — zum ſchweren Vorwurf macht: „Überhaupt ſcheint mir die Sache bedenklich, der Hof R. will ſich hier engagiren und hält es durchgehens mit die (!) Preußen, wenn etwas rühmliches von den Preußen in der Zeitung ſteht, ſo iſt alles voll Jubel und die Thränen kommen ihm in die Augen, auch Charpies werden für dieſelben gezupft."

Dieſe Nachricht aus Feindesmund iſt ein wertvolles Zeugnis für Adam Müllers vaterländiſche Geſinnung. Gewöhnlich heißt es, er habe leichten Herzens ſein Heimatland Preußen mit Öſterreich vertauſcht. Das gerade Gegenteil traf zu. Auch in Öſterreich, wo er übrigens vom preußiſchen Kanzler Hardenberg noch ſein Wartegeld ausbezahlt erhielt, wies er beharrlich jeden Antrag auf eine Staatsanſtellung zurück, ſolange er noch einen Funken Hoffnung hegte, in ſeinem Vaterlande unterzukommen. Noch im April 1812 fragt er bei ſeinem Berliner Freunde S t ä g e m a n n an,

ob er ihm nicht irgendeine Aussicht auf die ersehnte Anstellung in Preußen machen könne[1]). Freilich konnte er bei der ihm wohlbekannten Gesinnung Hardenbergs und bei der ständigen Umdüsterung des politischen Horizontes nicht ernstlich mehr daran denken. Abermals stand er nun, wie 1809 in Dresden und 1811 in Berlin vor einem gescheiterten Lebensziel. Selbst eine persönliche Vorsprache des Erzherzogs Maximilian bei Kaiser Franz hatte diesen zu keiner Sinnesänderung gegenüber dem Plane Adam Müllers zu bewegen vermocht. Was nun beginnen? Da kam die Kriegserklärung Österreichs an Frankreich. Eine ungeheure Welle der Begeisterung loderte auch in der alten Babenbergermark im Osten des Deutschen Reiches empor. Von Kaiser Franz mit unbeschränkten Vollmachten zur Erregung des Aufstandes von Tirol versehen, suchte der damals in Wien lebende Tiroler Anton Leopold Roschmann entschlossene Männer für seine schwierige Aufgabe. Ohne Adam Müller vorher je gesprochen zu haben, warb er ihn für sein Unternehmen an. „In dem Augenblick," schreibt Müller später, „wo ich über den Groschen grübelte, der mich über den morgenden Tag weghelfen sollte, trat Roschmann, den ich nie gesehen, in mein Zimmer." So hatte sich seine schwierige wirtschaftliche Lage im Handumdrehen gewendet. Roschmann war vormals ein Freund von Baron Hormayr und wird durch diesen auf Adam Müller aufmerksam geworden sein. Während Müllers „heldenmütige Frau" die Liquidation des gescheiterten Unternehmens durchführte, zog Adam Müller in Roschmanns Gefolge in den letzten Augusttagen des Jahres 1813 durch die grüne Steiermark nach Kärnten, dem prächtigen Lande der schneeigen Berge und der dunkelblauen Seen.

[1]) Vgl. Adam Müller, Ausgew. Abhandlungen, Jena 1921, S. 166.

*

Drei Mären von der Wahrheit

Frei nach Joh. Pauli von Hans Gäfgen

Als ein Bauer eines Abends vom Felde heimkam, saß ein seltsamer Gesell vor seines Hauses Tür. Er fragte ihn, was er da tue, warum er nicht sehe, zur Nachtzeit ein Dach über sich zu bekommen.

Er habe, erwiderte der Fahrende, eine böse Gewohnheit an sich. Er habe an allen Häusern des Dorfes geklopft, doch niemand wolle ihn aufnehmen.

„Was ist das für eine Gewohnheit?“ fragte der Bauer.

„Ich sage allen Menschen die Wahrheit, darum will mich niemand einlassen.“

„Das ist eine gute Gewohnheit“, meinte der Bauer und nötigte den Burschen, bei ihm einzutreten.

Seinem Weibe aber gebot der Landmann, Eier in die Pfanne zu schlagen und Milch zu bringen und dem Gaste allerlei köstliche Dinge vorzusetzen.

Der Gesell aber, der überall die Wahrheit sah, hatte alsbald wahrgenommen, daß der Bauer nur auf einem Auge sehen konnte, daß sein Weib nur ein Auge ihr eigen nannte, der Katze aber das eine Auge lief, so daß sie nur mit dem andern in die Welt blicken konnte.

Der Bauer aber bat den Gesellen, ihm die Wahrheit zu sagen, der Gast weigerte sich und sagte: „Lieber Mann, Ihr werdet böse über mich sein, wenn Ihr die Wahrheit wißt.“

Als der andere aber immer heftiger in ihn drang, sprach der Fahrende: „Du, Deine Frau und Deine Katz haben zusammen nur drei Augen.“

Als der Bauer die Worte vernahm, wurde er wütend, fluchte auf den undankbaren Gast und jagte ihn mit einem derben Knüppel vom Hofe

* * *

Ein reicher Mann, der gern Gäste bei sich sah und deshalb stets junge Hühner und Wildbret im Salz und Fische im Trog hatte, tat einst einen prächtigen Aal in den Fischkasten und ritt dann über Land.

Sein Weib aber fiel eine große Lust an, den Aal zu verspeisen; sie eilte zu ihrer Nachbarin und sagte zu ihr: „Wir wollen den Aal, der im Trog schwimmt, gemeinsam essen und meinem Manne, wenn er heimkehrt, sagen, der Otter habe ihn gefressen.“

Der Nachbarin war es recht und sie taten, was sie besprochen hatten.

Als der Mann heimkam, sprach die zahme Elster im Käfig: „Deine Frau hat den Aal gesotten und gegessen.“

Der Heimgekehrte eilte an den Fischkasten und fand die Worte des Vogels bestätigt. Da wurde er sehr zornig und fuhr sein Weib heftig an, warum sie den Fisch verzehrt habe, den er verwahren wollte für edle Gäste.

Die Frau erwiderte, der Otter, der schon manchen Fisch verzehrt habe, sei der Missetäter gewesen.

Da sagte ihr Gatte, woher er wisse, daß sie, das Weib, den Aal gespeist. Und sie ward zornig über die verräterische Elster.

Als ihr Mann einst wieder weggeritten war, nahm sie den Vogel aus dem Käfig und rupfte ihm den Kopf, so daß er gar spassig aussah.

Die Elster aber rief von nun an jedem, der einen Kahlkopf hatte, zu: „Hast Du auch von dem Aal geschwätzt?“

* * *

Vier Jungfrauen waren einst zusammen, die scherzten und waren guter Dinge.

Die Eine aber sprach: „Wenn wir nun voneinander gehen, wo werden wir uns wiederfinden?“

Da sprach die erste, die Feuer hieß: „Nehmt einen harten Stein und schlagt mit Stahl darauf, so findet ihr mich.“

Die zweite aber, die sie Luft nannten, sagte: „Wenn am Baume die Blätter lustig hin- und wiedergehen, dann bin ich nicht weit.“

Das Wasser aber, welches die dritte Jungfrau war, sprach: „Wo Binsen stehen, da grabt nach, so werdet ihr mich finden.“

Die vierte aber, die den Namen Wahrheit führte, stand traurig dabei und antwortete auf die Frage der andern, wo sie ihre Heimstatt habe: „Ich bin heimatlos. Mich will keiner beherbergen. Alle hassen mich.“

Fantaſie von Schumann / Von Ludwig Bäte

Wir ſaßen im Muſikzimmer. Die Wellen des heiter erregten Geſprächs, die das Mahl begleitet hatten, verſtummten, ſchienen gefangen von der Schönheit des Raums, der nur erleſenen Geiſtern zu bewohnen offen ſtand. Dunkelbeſpannt die Wände, darüber ein leuchtend froher Genienfries, hin und wieder ein koſtbares, ſorgſam eingefügtes Blatt, eine Büſte. Mitten, etwas erhöht, wie ein Altar der edle Blüthnerflügel. Das elektriſche Licht, das noch ſoeben den Raum aufblühen ließ, erloſch. Zwei Kerzen brannten, und daneben, am Notenſtänder, ſchimmerte eine wundervolle rote Roſe und beleuchtete manchmal das Geäder deiner ſchmalen Hände, die ſchwer über die Taſten glitten, leidenſchaftliche Klage und wilden Schmerz weckten. Haſtiger ſtürmten die feinen Finger, die weißen und ſchwarzen Streifen kollerten, wirbelten ineinander, ſchwalbenſchnell flogen die Hände. Ein goldener Reif blitzte, ein rotes Blatt ſank ſacht. Dann ſchluchzte eine wunderſame ſüße Melodie und füllte das Zimmer mit berauſchendem Duft. Draußen durch die geöffneten Fenſter geigte der Wind und verwehte ſekundenlang das Licht der gelben Kerzen, wirrte atmend dein volles, dunkles Haar, kräuſelte den dünnen Rauch einer Zigarette und ſchlief in den Falten eines Vorhangs ein. Aber ſteil ſtieg das Lied, brannte in üppigem Feuer und ſtand dann wieder wie eine Sommerwolke ſelig im tiefen Blau. Wuchs, ſchleppte Erinnerungen, Anklänge . . .

Wir waren den Abend bei dem alten Viscount zu Gaſt geweſen, den wir am Rhein kennen gelernt hatten. Ganz allein, nur von zwei ergrauten Dienern umſorgt, hauſte er in dem efeuumklammerten Schloß, das mit ſeiner verwetterten Gotik dem breiten Walde uralter Tannen verwandt ſchien, der ſich bis zum See ſenkte. Aus den Sängen ſeines Landes

hatte er uns erzählt, die so düster sind wie seine moosgrauen Berge und nebelnassen Schlüfte, aber auch so trotzig wie die steilen Tannen, die dahinbrausen wie Jagdhorngeschmetter. In denen tief die süße Melancholie dieses Bodens lebt, der noch Urerde ist, Schöpfungsgarten, doch ohne Gottes heiterhelles „Und siehe da, es war sehr gut“. Wir sahen vergilbte Pergamente, über die sich blonde Königinnen in Kerkerhaft gebeugt, Pagenwangen gerötet, um die sich Zelotenhände gekrallt. Wir lauschten dem Geklirr der Waffen, dem Geknatter der Banner, sahen Schottlands Stern vor England im Staube. Hexen brauten dunkle Tränke, Geister webten, kalt wehte es von den Cheviothügeln zum Tyne. Und dann ritten wir heim, von einem der Alten auf die Landstraße gebracht und irrten ab, von der Nacht und unserm jungen Blut berauscht. Schwer schwangen die Tannen, ein Käuzchen schrie, ein Rudel Rehe hetzte durch den Wald. Dann wurde es hell, und der See lag vor uns. Wir ruderten heim. Gesang quoll aus nixenklarer Tiefe. — —

Die Kerzen flackerten. Leise vertönte das Adagio. Rote Rosen bluteten achtlos auf dem Teppich. Das elektrische Licht brannte. Schmeichelworte. Dein Gatte lächelte. Leise nahm ich meinen Hut. — — —

*

Als ich mit dem Ränzel ging . . .

Eine Kindheitserinnerung von Heinrich Zerkaulen

Es iſt ja eigentlich noch nicht einmal ſo lange her. Überhaupt, gehen wir nicht immerzu mit einem Ränzel durchs Leben? Da liegen hübſch und dicht aneinander Enttäuſchungen und Freuden, Gewinne und Verluſte. Bleiben wir nicht immer Abc-Schützen des Lebens?

* * *

Aber damals! Mein Elternhaus hatte noch einen niedrigen Schaukaſten, in dem Schuhwaren ausgeſtellt ſtanden. Und wenn ich, der Älteſte und Einzige, morgens zur Schule ging, drehte ich mich an der Ecke noch einmal um und winkte mit dem Taſchentuch. Denn hinter dem niedrigen Schaukaſten ſtand der Schuhmachermeiſter, mein Vater.

Dann drehte ich mich eines Morgens nicht um, denn mein Vater hatte harte Worte brauchen müſſen kurz vorher. (Mit mir war nämlich auch früher ſchon nicht leicht umzugehen.) Alſo zeigte ich leider, daß auch ich einen eigenen Kopf haben konnte, und drehte mich nicht um zum Gruß. — Heute noch fühle ich, wie hinter dem niedrigen Schaukaſten mein Vater ſtehen muß. Seine Augen brennen mir im Nacken.

Heute? Ich möchte mich immerzu umwenden zu dir hin, lieber Vater — und lernen von dir, lernen . . .

* * *

Als wenn das ſo hätte ſein müſſen: mein erſter Lehrer war — eine Lehrerin. Sie war meine erſte Braut. Und ich wollte ſie heiraten.

Aber dann kam Käthe Pott. Käthe Pott war ſo alt wie ich und hatte wundervolles blondes Haar. Wenn ſie die große Schultafel abwaſchen mußte, ſprang ich ungerufen

nach vorn und wusch sie ab für sie. Und wenn sie Hiebe bekommen sollte, sprang ich ebenfalls nach vorn.

Käthe Pott war meine zweite Braut. — Wo magst du heute sein, Käthe Pott?

* * *

Unsere Lehrerin sah nach, ob die Hände rein gewaschen waren und ließ sich auch die Taschentücher vorzeigen. Es gab Strafe, wenn einer kein Taschentuch hatte, oder ebenso schlimm, wenn es schmutzig war.

Ich glänzte immer mit einem schneeweißen Tuch, und wer meine Mutter kennt, dem wird das einleuchten. Zweimal hatte denn auch das Fräulein Lehrerin gar nicht mehr hingesehen zu mir. Es war ihr selbstverständlich, daß ich ein reines Taschentuch besaß.

Sie sah wieder nach heute. Diesmal kam sie auch an meine Bank. Ich nickte schon vor Freude, daß sie nun auch wieder einmal mein Tuch sehen sollte. Ich griff in die gewohnte linke Hosentasche. Nanu? In die rechte — in die Bluse — ich wurde heiß im Gesicht vor Schrecken und Angst: Kein Taschentuch?

„Ich — ich muß das meine draußen im Überzieher haben."

„Dann hol es herein, Heinrich."

Aber ich wußte schon, im Mantel konnte es nicht sein. Dann hatte ich es also vergessen. Und fieberhaft suchte ich alle Mäntel nach einem Taschentuch durch. Und sollte es selbst schmutzig sein, man könnte es rasch unter der Pumpe waschen, Schnupfen und so. Aber ich fand keins. In fünfundvierzig Mänteln kein Taschentuch.

Als ich wieder in das Schulzimmer trat, liefen mir die hellen Tränen schon aus den Augen. Alles in mir bäumte sich auf vor Scham.

Da schenkte mir in meiner ersten Not dieses Fräulein die erste bewußte Lebensfreude, die ich Gott sei Dank seitdem

nie wieder verloren habe. Sie ſagte ganz gelaſſen, und einfach und ohne zu ſtrafen: „Geh es dir holen zu Hauſe.“

Wie ſchön das Wort heute noch klingt: „Geh es dir holen zu Hauſe.“

* * *

Und dann kam der ſchlimmſte Tag meines erſten Schuljahres.

An meinem Elternhaus lief eine kleine Vorortbahn vorbei. Saßen ein paar Marktfrauen mehr im Wagen als gewohnt, ſo hatte die Dampflokomotive alle Mühe, weiterzukommen, ächzte und ſtöhnte.

Sie hieß nicht umſonſt bei uns „dat Bimmelbähnche“.

Ein Hauptſpaß der Jugend beſtand nun darin, kleine Steine in die Schienen zu legen. Ich beteiligte mich natürlich nie an derlei Streichen. Ich war viel zu zahm dazu.

Doch es erging mir wie mit dem Taſchentuch bei dem Fräulein, eines Tages legte ich ſchnell und unbeteiligt von den andern auch einen Stein dazu. Es war gerade ſo ſchönes Wetter, und irgendwas mußte doch angeſtellt werden.

Kurz, gerade vor meinem Elternhaus blieb das Bimmelbähnche ſtehen, einfach ſtehen, konnte weder vor- noch rückwärts.

Es gab Reibekuchen mit durchgeſiebtem Apfelkompott an dieſem Mittag. Mein Leibgericht.

Ich aber ſtand hinter dem niedrigen Schaukaſten und betete, der liebe Gott möge doch um Himmels willen dat Bimmelbähnche weiterfahren laſſen. Ich glaubte nicht anders, als daß mein harmloſer Stein die Lokomotive zur Entgleiſung gebracht habe.

Und da kam auch ſchon der Zugführer auf unſer Haus zu. Er behauptete, ich werfe jeden Mittag Steine in die Schienen. Alle Jungens hätten das geſagt.

Alle Jungens hätten das geſagt? Das war mir ungeheuerlich. Ich ließ ſie doch immer und ſtets in Ruh! —

Doch mein Vater bot dem Zugführer eine Zigarre an. Ich kam alſo nicht ins Gefängnis und wurde auch nicht angezeigt. Und da aß ich ſo viel Reibekuchen mit durchgeſiebtem Apfelkompott, daß ich vor Freude Leibſchmerzen bekam. —

Doch iſt es mir erſt nachher ſo recht zum Bewußtſein gekommen, daß einem gerade die mit Vorliebe Böſes tun wollen, die man doch immer und ſtets in Ruhe läßt!

*

Das Jagdſchloß im Hennegau

Von Heinrich Felix Schmid

Bleiern ſenkte ſich die laſtende Dämmerung des ſterbenden Oktobertages vom regenſchwarzen Himmel herab auf die drohende, dunkele Unendlichkeit des düſteren, hennegauiſchen Forſtes von Baudour: und wie die ſchweren Regentropfen, die auf die graue, naſſe Erde, auf der ſchwarzen Bäume welke, todgeweihte Blätter fielen, Blutstropfen glichen, in deren Unzähligkeit alles Sonnige und Selige des Himmels, alles Frohe und Heitere der Welt ſich verblutete zu einem müden, matten Sterben, ſo verblutete in jenen Tagen, in jeder grauen, trüben Stunde jener Tage, meines Volkes Ehrgefühl und Wehrkraft, meines Vaterlandes Macht und Würde ſich zu dem müden, matten Sterben von Compiègne: es war einer der letzten Abende im Oktober 1918.

Mich müden Reiter trug ein müdes Pferd die weiten Wegſtrecken zwiſchen den entlegenen, dünngeſäten Ortſchaften des Waldreviers: man war ſchon nicht mehr ſo unermüdlich im ſchnellen Herrichten der immer unentbehrlicher gewordenen Drahtleitungen wie in den Zeiten, da der Tag des Krieges in ſeinen hellen Stunden ſtand. Und in ſtiller Selbſtverſtändlichkeit übernahmen Mann und Pferd wieder ſo manchen Botendienſt, den der geſchäftige Strom und der tönende Funke längſt ihnen abgenommen hatten, — zu den anderen, vielen Pflichten dunkler, ſchwerer Rückzugswochen. Und nicht unſeres Heeres, des eigenen Volkes Sorgenlaſt allein trugen die Fühlendſten unter unſeren Herzen in jenen Tagen: die uns der Rückzug ſeit den hellen Sommermonaten aus den lachenden, ſchlöſſerprangenden und bergwerkſtolzen Fluren des Cambrèſis, des Oſtravent in den ſchmerzen- und wegereichen Herbſtwochen zurückgeführt hatte durch die Weiten der Wälder von Mormal und St. Amand,

über die Gräben und durch die Festungstore des alten und des neuen Condé, wo jeder Stein von Frankreichs jahrhundertlangen schweren Kämpfen um seine Nordmark kündete; durch den geweihten Bergwald vorbei an dem hochragenden Gotteshause Unserer Lieben Frau zur guten Hilfe von Peruwelz, fernhergekommener Wallfahrer vielerstrebtem Ziele, bis in die friedevollen, reichen Dörfer zu beiden Seiten des breiten Waldgürtels von Baudour-Roeulx, für die der Krieg ein fernes, fremdes Märchen noch geblieben war, — wir alle hatten eines Volkes Tragödie miterlebt.

Wie glänzten doch in jenen Sommertagen, als wir an Sieg noch glauben durften und an seiner Gaben süßeste, an frohe Heimkehr, die schmucken Häuschen unserer Quartierwirte im Scheine von Sauberkeit und Ordnung in den gartengrünumrahmten, lachenden Dörfern um Douai und Somain; wie hatten sie uns so weich gebettet in ihren schönsten Stuben, wie oft hatten sie uns freundlich bewirtet in mancher friedlichen Stunde des Ausruhens vom herben, schweren Tagewerke des Krieges! Wo war es jetzt, dies Volk, deutschblütig, flämischen Stammes, doch welscher Sprache und frankreichstolz, das vier Jahre lang des Krieges aller, allerschwerste Last getragen, das, bedrückt und ausgesogen wie nie ein Volk seit Menschengedenken, nicht von der Barbarei eines haßerfüllten Eroberers, sondern von der unentrinnbaren Notwendigkeit einer Zeit, die ihrer Gesetze ehernen Schriftzug mit grausam-rücksichtslosem Griffel eingrub auch in der Menschen Heiligstes und Vorbehaltenstes, dies Volk, das, fast erdrückt von seiner eigenen Last doch noch guten Herzens seines Landes Feinden, die auf seinem Heimatboden schalteten und kämpften, des Kampfes seelische Lasten tragen half, — wo war es jetzt, da des Krieges verheerende Hand über seine Dörfer, seine Heimstätten hinweggegangen war?

Wir hatten den schrillen Klang der Schelle gehört, der den Worten des Gemeindedieners Gehör verschaffte, die den

Dorfgenossen ihres Heimatortes bevorstehende Räumung ankündigte: wir hatten in den Gesichtern der Frauen, die eilig in ihrer Häuser Türen getreten waren, die Not der stummen Verzweiflung gelesen und die zärtliche Sorge um ihre Kinder, die in spielerischer Neugier den Mann umdrängten, dessen Auftrag ihnen mit der Heimat das letzte Restlein Kindheitsglück nahm, das des Krieges Not ihnen noch gelassen; wir hatten dieselben Frauen bewundert, wie sie, gefaßt, in der Würde des stillen Schmerzes, der klaglos um ein bewußt gebrachtes Opfer trauert, zu den langen Vertriebenenzügen sich ordneten, beladen mit ihrer Habe Teuerstem, an der Hand die Kinder, vor sich auf einem Wäglein Kissen und Decken schiebend, um in der Fremde sie zu betten: wir hatten die letzten Abschiedsblicke aufgefangen, die der verlornen Heimat Lebewohl sagten; wir waren vorbeigefahren an den endlosen, grauen Zügen der Flüchtlinge, die müden, schleppenden Ganges der belgischen Grenze zustrebten, tage-, wochenlang, im nimmer aufhörenden Herbstregen auf den aufgeweichten, zerfahrenen, bodenlosen Straßen des Rückzuges; wir hatten die Ermüdeten rasten sehen im Schmutze des Straßengrabens, und während sie Kräfte sammelten, um, was sie gerettet, in das Heim der Verbannung mitführen zu können, zerstreute vielleicht der nimmer rastende Verkehr der Rückzugsstraße ihr Wertvollstes unter den Füßen der Mitvertriebenen, und eiserne Räder zermalmten die Kissen des Säuglings, während seine Mutter ihn herzte und nährte, — nicht daß unsere Lastkraftwagenführer in roher Grausamkeit den Leidgeschlagenen neues Weh angetan hätten, jeder von ihnen, wäre es möglich gewesen, hätte wohl gern die Vertriebenen in seinen Wagen geladen, soviel dieser fassen konnte, um ihre Mühsal zu erleichtern: doch die Pflicht, von des Krieges eisenhartem Muß auferlegt, wies ihnen unerbittlich ihre Wege; in Dörfern von wenigen Häusern hatten wir Tausenden von Flüchtlingen

Unterkunft für die Nächte ihrer Reise anweisen müssen in Räumen, die sonst wenigen Familien dienten, und mancher von uns hatte seine Lagerstätte einem der Ruhebedürftigsten von ihnen abgetreten. Und wenn, im wachen oder im schlummernden Träumen, heute unsere Gedanken zurückeilen in die Jahre des Krieges, wenn sie seine grausamsten, seine traurigsten Bilder uns wieder vor die Augen führen wollen, dann ist es nicht der Schmerz um gefallene liebe Kameraden, den wir noch einmal empfinden, den Glücklichen ward ja, was wir ersehnten, die ehrenvolle Heimkehr — ins ewige Vaterland, es ist nicht das Toben blutiger Kämpfe, das uns wieder umbrandet, nicht der weiße Tod russischen Wintergrauens, der noch einmal unsere Glieder erstarren läßt, es ist nicht die atemlose Spannung des Luftkampfes mit einem nahen, überlegenen Gegner, die uns den Tod mit Händen greifen läßt: es ist das Schicksal eines von seiner Heimat losgerissenen Volkes, das wir wieder miterleben; wir folgen wieder den endlosen, grauen Zügen der Flüchtlinge, wir lauschen der Predigt des Verbanntenpfarrers am Kruzifixe des Friedhofs eines fremden Dorfes, dessen Kirche nicht die große Flüchtlingsgemeinde faßt, von dem großen Opfer seiner Volksgenossen und dem größten auf Golgatha, wir sprechen wieder mit dem zarten, weißbärtigen, gelehrten Bücherſammler, der Douais schönste und reichste Bücherei sein Eigen nannte, und der auf schwankem Handwäglein nicht seine wertvollsten Folianten fährt, sondern die greise Mutter, als den köstlichsten Schatz von seines Hauses Kostbarkeiten, von dem er sich nicht hatte trennen wollen, um ihn dem Schiffstransporte der Alten und Kranken anzuvertrauen, wir fassen wieder die Hand des verirrten Vertriebenenkindes, dessen Eltern wohl eine ganz, ganz andere Straße gezogen sind — in die unendliche, unbekannte, fremde Ferne — — — und wenn aus unseren Träumen die Wirklichkeit der Gegenwart uns

weckt, dann fühlen wir, daß in unseren Augen Tränen stehen . . .

So war dies Volk ausgezogen, weggezogen, tief nach Belgien hinein; hier verloren sich seine Spuren: ab und zu kündeten an einem Scheunentor, an einer Hofmauer ein paar Kreideschriftzüge Namen und Schicksal einzelner der Vorbeigezogenen: Grüße an Landsleute, Winke für die Reise — ein Schatten, der vorbeigeflogen war. Nur wenige der Flüchtlinge aus dem Räumungsgebiete des Herbstes hatten im grenznahen Hennegau ein Unterkommen gefunden bei Freunden oder Verwandten: die anderen mußten unsere Gedanken suchen in den Flamendörfern des fernen Limburg und von Nordbrabant, und nicht ohne Mitleid durchmaßen sie auf ihrer Spur die weiten, langen Wege der Verbannung. Nicht als ob deswegen im Hennegau weniger Flüchtlinge aus Frankreichs Schreckensgürtel zu finden gewesen wären: doch ihre Heimatorte hatten schon seit Jahren Trommelfeuer und Fliegerbomben in Schutthaufen verwandelt, Bapaume, Chérisy, Vitry-en-Artois . . . Nun aßen sie das bittere, karge Brot der Fremde, im verbündeten, vom Kriege noch kaum berührten Lande, und sehnten sich nach den Trümmern ihrer Heimat; und wenn ein deutscher Krieger in ihre enge Stube im fremden Hause trat, dann fragten sie wohl, ob er Bapaume gesehen, ob er bei Chérisy gekämpft, ob er in den Kellern von Vitry in Ruhestellung gelegen habe; und bejahte er, dann huschte ein Freudenschimmer über der Vertriebenen Antlitz, und unsichtbar verknüpfte sie ein Band mit dem Feinde ihres Landes, dessen Füße über der Heimat heiligen Boden gewandelt waren, — und für Augenblicke stand er ihnen näher als die belgischen Gastfreunde: sie und er hatten den Krieg erlebt, diese kannten ihn nur vom Hörensagen. Und der Soldat, in dessen Herzen die Heimatsehnsucht mit dem Unmut über der eigenen Heimat Unbeständigkeit kämpfte, gab gern dem Sehnen der Vertriebenen das bißchen Heimat-

glück, das ihnen seine Gegenwart, seine Worte bedeuteten, und leise, leise fühlte er mit ihnen, wie es alle Menschen in Deutschland wie in Frankreich, gleich ferner, hoher Glocken Klange, hinzieht und ruft nach einer einzigen, ewigen Heimat des Glückes und des Friedens.

Wen Dienstverhältnisse und menschliches Empfinden in allernächste Berührung gebracht hatten mit der Bevölkerung seines Unterkunftsortes während des Sommers, dem hatten günstige Umstände und besondere Fügungen in einzelnen Fällen vielleicht erlaubt, ein, zwei Familien, die ihm besonders nahe standen, vor den schlimmsten Schicksalen der Vertreibung zu bewahren, der hatte ihnen vielleicht die Rettung eines Teiles ihrer Habe ermöglichen, hatte durch ihre Unterbringung nahe der Grenze ihnen die Beschwerden einer noch weiteren Reise ersparen können; zu den so Bevorzugten gehörte ich, und wenn Ritt oder Fahrt mich durch den Wald von Baudour führte, versäumte ich nicht, meiner Schützlinge Verbannungsheim in einem der Dörfer seines Saumes aufzusuchen. Und reichlich belohnte das Gefühl, ein Stückchen der verlorenen Heimat den Heimatlosen zurückgewonnen zu haben, für Umweg und Zeitverlust mich — den Heimatlosen.

Auch diesmal hatte ich einen solchen Trostesweg mit meinem Botenritt verbunden: solange trübe Tageshelle den Sonnenschein ersetzte, hatte die Pflicht mich im Flugzeuge und am Fernsprecher festgehalten; es war ein harter Kampftag an der Scheldefront gewesen. Die Dämmerung des Abends hatte mir Auftrag und Zeit gegeben zum Botendienste und zum Besuche meiner Schützlinge. Stundenlang durch den düstren Forst war ich geritten; dunkle Gestalten hatten eilig meinen Weg gekreuzt: friedliche Holzarbeiter — Spione, Aufwiegler? Ich fühlte mich sicher im Schutze des noch ungeschwächten Ansehens unseres Heeres, und — an meinem Koppel hing die Pistole. Mitten im Walde war ich auf einen Meldereiter gestoßen: er hatte sich verirrt; ich hieß ihn

ſich mir anſchließen, um ihm die richtige Straße zu weiſen. Nun führte uns ein langer, gerader Waldweg ins Freie: ſcharf ſchnitten ſich die Umriſſe der Baumwände zu ſeinen beiden Seiten in das regengraue Waldbild vor uns ein. Die Hufe unſerer Pferde klatſchten in die Pfützen, und von ihren Mähnen tropfte langſam, ſchläfrig der Regen herab. Ich hatte von meinem Begleiter erfragt, was ich wiſſen wollte: jetzt ritten wir ſchweigend durch die fallende Dämmerung.

Es gibt wohl kaum etwas Träumeriſcheres als ſo ein müdes, abendliches, redeloſes Reiten: des ermatteten Pferdes gleichmäßiger Gang wiegt alle Erregung, alle Mühſal, auch der ſchwerſten Tage, ein in die Ruhe halb bewußten, halb vergeſſenden Halbſchlummers. So war auch in meinem Innern eingeſchlafen das Denken an des Tages Kämpfe, an des Krieges meinem Volke und damit auch mir zum erſten Male erdrückend ſchweres Schickſal: und allein die letzten, perſönlichſten Eindrücke geſtalteten die Bilder meiner Träume. Meiner heimatfernen Schützlinge Dankesworte klangen in mir nach: dadurch, daß ich ein paar alte Stühle, ein bißchen Hausrat ihnen mitnahm, hätte ich, ſo ſagten ſie, ein Stückchen Heimat ihnen in die Fremde herübergerettet; und ſo erblühte ihnen, im trauten, liebeumſchloſſenen Kreiſe der Familie, ein zartes, neues Heimatglück mitten in der Bedrängnis der Verbannung: ein winzig Wieſenblümlein war es freilich nur im mächtigen Schatten und Schirme des ſtarken, ragenden Stammes der Sehnſucht nach der alten Heimat. Denn dies gewaltige, zauberkraftbegabte Sehnen verklärte in der Erinnerung jeden Winkel, jedes Eckchen des Heimatdorfes zu weihevollen, Andacht heiſchenden Stätten, zu denen der Gedanken fromme Wallfahrt ging.

Und die reichwallenden, ſchöngeſtickten Banner, die den Himmel auf die Erde zaubern, lockten und die Pilgerchöre riefen mein heiligtumſehnſüchtiges Herz in ſeinen ſanft gewiegten Träumen: und ſo gerne wäre es mitgewallt auf

der großen Menſchheitspilgerſtraße der Heimatſehnſucht ... Doch, ach, wo waren heimatliche Winkel und Eckchen, wo die weiten Dorfſtraßen der Knabenſpiele und die kindheitsvertrauten Häuſer, die meines ſehnenden Herzens sanctuarium hätten ſein können?

Kürzer wurden zu beiden Seiten vor uns die Umrißlinien der dunklen Waldwände unſeres Weges, grauer wurde die Finſternis, die uns umgab: wir ſollten aus dem Walde heraustreten. Ein ſeltſam Bauwerk ſperrte unſere Straße: eines ſtarken Turmes Unterbau ſchien ſeiner Krone beraubt. Und des helleren Lichtes und der unwillkürlich erregten Neugier Spannung ließ unſeren Schenkeldruck zu etwas ſchnellerem Gange die Pferde treiben und unſere Gedanken munterer gehen.

Und meiner Heimatſehnſucht Suchen ging raſcher ſeine Pfade: vorbei an halb und ganz erblühtem Kindheitsglück, vorbei an einer Jünglingsfreundſchaft ungeſtilltem — unſtillbar hohem Sehnen, — auch hier fand manches traute Eckchen ſie, manch heimlich anmutenden Winkel, — und endlich fand ſie ihr Heiligtum in meines Herzens ſüßeſtem und lichteſtem, und darum vorbehaltenſtem und abgeſchloſſenſtem Gefühle. Und wie des Heimwehkranken Schmerzen in ſüßer Freudentränen Luſt ſich wandeln mögen, wenn im Vaterhauſe des endlich Heimgekehrten Wange ſtreichelt der Mutter liebe Hand, ſo verſank meines zielloſen Heimatſehnens Weh in dem tiefen, ſtillen, glückflutenden Meere der Liebe.

Und körperlich nahe ließen meine ſehnenden Gedanken mir der Liebſten teures, holdſchimmerndes Bild erſcheinen, wie es meine weltmüden Augen erſchaut hatten am Ziele jeder jahrelangen Kriegsfahrt: ich meinte, durch die wohlbekannten Straßen hin zu ihrer Tür zu eilen, ich ſah ſchon ihres Hauſes Fenſter, ſah der Lampe mildes Licht in ihnen ſcheinen; und da — öffnete ſich nicht der Fenſter eines, mußte nicht im nächſten Augenblicke in ſeinem Rahmen zum Willkommensgruße ....

Wir waren an das kleine Jagdſchloß herangeritten: efeuumrankt, umſchloſſen acht gleichgroße Wände den einſtöckigen, von einem flachen Helme gekrönten Bau. Die vom freien Felde heranflutende, kühn gegen das Dunkel des Waldes andrängende Helligkeit ließ in den ſieben Fenſtern vor zarten Spitzenvorhängen zierlich gepflegte Blumenſtöcke erkennen. Wie ein ſüßes, ſtilles Heimatmärchen träumte das Schlößchen am Rande des weiten, wilden Waldes, und der ſanfte Lampenſchein war wie des Märchens reine, fromme Kinderſeele: mußte mein bildhaftes Träumen da nicht ſein Märchen zur Wirklichkeit gewandelt glauben, mußte es in das Geſtaltgewordene nicht das Bild ſeiner Königin, meines Herzens liebſte, kindlich fromme, reine Seele hineinzaubern?

Das Fenſter hatte ſich wieder geſchloſſen: wer es geöffnet, wer es geſchloſſen, ich weiß es, ſah es nicht. Doch meine Träume wußten, ſahen: und zwiſchen den zwei ſcharfumriſſenen Taxuskegeln, die zu Seiten des ſtufengetragenen, ſchmalen Einganges ſtanden, ſtrebten meines Pferdes Hufe zu der verheißungsvollen Tür des Glücks . . . .

„Herr Leutnant, ſind wir denn ſchon in Jurbiſe?“

„In — Jurbiſe?! In einer kleinen halben Stunde ſind wir da, Kamerad, wenn wir ein wenig ſchneller reiten!“

Ungern gehorchte mein Pferd dem Schenkel, der es vom Wege meiner Träume ablenkte. Bald klatſchte unter unſerem Trabe die feuchte Dorfſtraße von Herchies: Bauernfrauen und junge Burſchen traten in die Türen niederer Häuſer und ſahen den nächtlichen Reitern nach. Einſam kehrten zwei Alte vom dunkelnden Felde zurück und ſprachen mit gebrechlicher, greiſer Stimme von der verlorenen, ſchönen, fernen Heimat im Artois . . . .

Und hinter uns im Dunkel verſanken Jagdſchloß, Märchen und Träume.

*

Kaiſer Karls Wanderung

Von Michael Beer.

Um Mitternacht in Aachen,
Im Dome unterm Chor,
Da ſteigt aus ſeinem Grabe
Der Kaiſer Karl hervor.

Ein Schimmer bleicher Kerzen
Ergießt ſich übers Grab,
Des Leuchters Kerzen brennen,
Den Kaiſer Rotbart gab.

Der Kaiſer Karl ſteht ſinnend,
Sucht ſeinen alten Platz,
Blickt um ſich und vermiſſet
Manch güld'nen Kirchenſchatz.

Er fragt nach ſieben Fürſten,
Doch keiner tritt herfür;
Drauf hat er das Haupt geſchüttelt,
Iſt gangen zur Kirchentür.

Die dreht ſich, leiſe knarrend,
Und aus dem Gotteshaus
Bei Mondſchein auf die Straße
Tritt Kaiſer Karl hinaus.

Er wandert fort und wandert,
Geht bis zu Cöln am Rhein,
Da ſchultert die preußiſche Wache
Und läßt den Kaiſer ein.

Der wandelt immer weiter,
Geht bis nach Ingelheim,
Da weilt der alte Kaiſer,
Da war er einſt daheim.

Er fragt die neuen Häuſer
Nach ſeinem Kaiſerthron,
Die ſchütteln die ſteinernen Häupter,
Und wiſſen nichts davon.

Und über die Veſte von Mainz hin
Und Frankfurt auch hindurch,
Geht er nach Worms und Speier,
Nach Bamberg und Regensburg.

Hat all die Kaiſerſtädte,
Nach ſeinem Reich gefragt,
Doch keine von all den Städten
Hat Antwort ihm geſagt.

Und wie mit erſtem Schlage
Die Morgenglocke ruft,
Da ſteht er wieder in Aachen
Im Dom an ſeiner Gruft.

Er wirft den purpurnen Mantel
Hernieder in das Grab,
Legt ſich die Krone zu Haupte,
Zu Füßen den Herrſcherſtab.

Und ruft: Ich ſuchte mein Deutſchland
Und find es nirgends mehr.
Drauf legt er wieder ins Grab ſich
Und träumt von Sorgen ſchwer.

*

Rheinſage / Von Emanuel Geibel

Am Rhein, am grünen Rheine,
Da iſt die ſo mild Nacht;
Die Rebenhügel liegen
In gold'ner Mondenpracht.

Und an den Hügeln wandelt
Ein hoher Schatten her,
Mit Schwert und Purpurmantel,
Die Krone von Golde ſchwer.

Das iſt der Karl, der Kaiſer,
Der mit gewalt'ger Hand
Vor vielen hundert Jahren
Geherrſcht im deutſchen Land.

Er iſt heraufgeſtiegen
Zu Aachen aus der Gruft
Und ſegnet ſeine Reben
Und atmet Traubenduft.

Bei Rüdesheim, da funkelt
Der Mond ins Waſſer hinein
Und baut eine goldene Brücke
Wohl über den grünen Rhein.

Der Kaiſer geht hinüber
Und ſchreitet langſam fort
Und ſegnet längs dem Strome
Die Reben an jedem Ort.

Dann kehrt her heim nach Aachen
Und ſchläft in ſeiner Gruft,
Bis ihn im neuen Jahre
Erweckt der Trauben Duft.

Wir aber füllen die Römer
Und trinken im goldenen Saft
Uns deutſches Heldenfeuer
Und deutſche Heldenkraft.

*

Die Rheinbrücke zu Rüdesheim

Von Adolf Ritter von Tschabuschnigg

Zu Rüdesheim am Rheine,
Da wächst ein goldner Wein,
Der Kaiser Karl soll leben!
Er pflanzte die edlen Reben
Zu Rüdesheim am Rhein.

Weinstöcke, vielbegehrte,
Aus einem fernen Land
Ließ er zum Rheine bringen,
Das war ein Jubeln und Singen,
Als man sie schnitt und band.

In ihren Laubgewinden
Verfaß er manche Stund',
Er schlürfte den Duft der Blüte,
Doch ihres Saftes Güte
Lief nicht durch seinen Mund.

Viel hat er ausgerichtet,
Viel ließ er halb zurück;
Daß er von seinen Reben
Gekostet nicht im Leben,
Das hieß er falsches Glück.

Der tote Kaiser schlummert
Zu Aachen im hohen Dom,
Jenseits in grünen Lauben
Schwellen und reifen die Trauben,
Dazwischen rauscht der Strom.

Von seinen edlen Trauben,
Von ihres Weines Duft
Erführ' er gerne Kunde:
In mitternächt'ger Stunde
Steigt er aus seiner Gruft.

Er wandert durch Tal und Hügel
In goldnem Mondenſchein,
Die Wellen ziehen vorüber,
Bald ſteht ihm gegenüber
Sein Rüdesheim am Rhein.

Es rauſcht der Rhein dazwiſchen,
Der Mond ſieht ſeine Not;
Da weben hoch über die Wogen
Einen weiten, goldenen Bogen
Die Elfen auf ſein Gebot.

Sie bauen eine Brücke
Aus Mondenſtrahlen und Tau,
Und über die Waſſer ſchreitet,
Vom Krönungstalar umbreitet,
Der Kaiſer in ſeinen Gau.

Er ſchaut nach ſeinen Reben,
Er prüft der Trauben Saft,
Und lauſcht, wie in den Fäſſern
Aufbrauſt gleich Berggewäſſern
Des edlen Weines Kraft.

Das ſchöne Land daneben
Erglänzt im Mondenſchein,
Es leuchtet, dämmert und dunkelt,
Wie der grüne Römer funkelt,
Gefüllt mit goldnem Wein.

Karl der Traubenſegner

Von Jean Bapt. Rouſſeau

Noch in der Gruft zu Aachen
An ſeine Schöpfungen denkt
Karol, der dem Volk am Rheine
Die erſten Trauben geſchenkt.

Und blühn die Trauben wieder,
Und rührt ſich im Faſſe der Wein,
Und klingen die rheiniſchen Lieder
Bis in ſein Grab hinein;

Dann läßt es dem alten Helden
Nicht Ruh mehr in dem Grab:
„Nach Rüdesheim entſchwing' mich,
Mein Kaiſer- und Zauberſtab!"

Um Mitternacht, im Scheine
Des Mondes, ſteht alsbald
Am tiefen grünen Rheine
Die hehre Lichtgeſtalt.

„Ja, das am Berge drüben
Iſt Rüdesheim! Wie ſüß
Der Duft der Orleaner
Die ich dort pflanzen ließ!"

Die Strahlen der Sterne entſteigen
Wie ſchlanke Pfeiler der Flut;
Eine blitzende goldene Brücke
Der Mond auf der Fläche ruht.

Und ſchlägt die Glocke Zwölfe
Vom Rüdesheimer Dom (sic!),
So wallt auf der Mondenbrücke
Der Kaiſer über den Strom.

Und in des Fluſſes Mitte,
Wo er ſich dehnt als See,
Da hebt der Schatten die Hände,
Die heiligen, in die Höh'.

Und ſegnet mit ſtillem Gebete
Die Berge an dem Rhein,
Daß ihnen ſchenke der Himmel,
Und ſie der Erde den Wein.

Die Wogen ziehen leiſer
Die Klippen und Felſen entlang,
Als wären ſie, den Kaiſer
Im Beten zu ſtören, bang.

Der aber, ſprach er den Segen,
Entſchwebt nach Aachen zurück,
Sich in ſein Grab zu legen
Und wieder zu ſchließen den Blick.

*

Romantiſche Jahresrundſchau

Abgeſchloſſen Oſtern 1924 / Vom Herausgeber

Anton E. Schönbach, der verſtorbene große Germaniſt und dabei feine Literaturkenner hat einmal davor gewarnt, die Romantik mit einer der kleinen Literaturbewegungen der früheren Zeit gleichzuſetzen etwa mit dem Sturm und Drang. Dieſer Gefahr entrinnt niemand ganz, der ſich von der Verſuchung hinreißen läßt, das eine oder das andere Vergleichsmoment geſondert zu betrachten. So bleibt auch Eliſabeth Blochmann in ihrer ſonſt ſehr lehrreichen und tiefſchürfenden Arbeit „Die deutſche Volksdichtungsbewegung in Sturm und Drang und Romantik“, die ſie im 3. Heft 1923 der neuen von P. Kluckhohn und E. Rothacker begründeten „Deutſchen Vierteljahrsſchrift für Literaturwiſſenſchaft und Geiſtesgeſchichte“ (Halle an der Saale, Max Niemeyer) veröffentlicht, viel zu ſehr am Begriff der Frühromantik hängen, ja ſie ſchließt eigentlich mit der erſten Welle der neueren Volksdichtungsbewegung im 18. Jahrhundert ab und wir müſſen das Ergebnis weiterer Unterſuchungen des Themas im romantiſchen Zeitalter ſelbſt abwarten, ehe ein letztes Wort möglich iſt. Leider ſcheint der Begriff Romantik den meiſten Fachgenoſſen immer noch problematiſcher zu werden. Wie einfach wäre es an der Hand der wichtigſten Quellendokumente (Wackenroders „Herzensergießungen“ und Novalis' „Chriſtenheit oder Europa“) die Grundelemente des romantiſchen Weſens feſtzuſtellen und in Eichendorffs lyriſch-epiſchen, hiſtoriſch-politiſchem Lebenswerk den ſchöpferiſchen Gipfel der Romantik zu erblicken. Eine Formel für die Begriffsbeſtimmung ließe ſich dann leicht finden und würde ſie von der Mehrzahl der Literarhiſtoriker angenommen, ſo käme niemand mehr in die Lage, wie dies z. B. Strich immer noch tut, Hölderlin

den Romantikern beizuzählen. Sehr richtig weist darum Alois Stockmann in seiner ungemein förderlichen Kritik „Die deutsche Romantik“ in geistesgeschichtlicher Beleuchtung“ (Sonderabdruck aus den „Stimmen der Zeit“ Band 106, Heft 5/6, Freiburg im Breisgau, Herder u. Co.) auf die weltanschaulichen Verständnislosigkeiten des oben erwähnten für unsere Zeit geradezu typischen Gelehrten hin. Er hätte ruhig noch den Mangel eines jeglichen völkischen Einfühlungsvermögens hervorheben können. Die nationale Bewegung vor und nach 1813 bedeutet Strich, Gundolf usw. ein spanisches Dorf. Unter solchen Umständen, mögen die vorgebrachten Theorien noch so „geistreich“ sein — geistesgeschichtlich sie zu nennen ist nicht am Platze, da Tatsachen-Geschichte mit derartigen Experimenten nichts zu tun hat — müssen wir noch deutlicher und schärfer als Stockmann eine christliche und nationale Einstellung der Wissenschaft zur Frage der Romantik fordern. Mit Formbestimmungen aus dem Gebiete der modernen Kunstwissenschaft ist Erscheinungen wie Arndt, Schenkendorf, Arnim, Görres, Eichendorff, Uhland u. ä. gegenüber, gar nichts anzufangen.

In August Wilhelm von Schlegels „Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur“, die Giovanni Vittorio Amoretti in einer typographisch und auch sonst bibliophil vollbefriedigenden, wissenschaftlich durchaus einwandfreien kritischen Ausgabe der Gegenwart unterbreitet, finden wir mehr als uns die meisten modernen Geisteswissenschaftler sagen können. Wohl steht A. W. v. Schlegel mit einem Fuße noch ganz im Bann des Klassizismus. Allein er spürte, wie der Herausgeber sehr schön hervorhebt, die Welle politischer Reaktion, die den Geist des Bruders erschütterte, billigte seine Gedichte, war von ihnen begeistert, und der Glaube an die Wiedergeburt der Nation wurde in ihm wach. Wien war vor 1809 der Mittelpunkt des Widerstandes gegen Napoleon. Hier war

es ihm vergönnt, die Herzen der vielfach getrennten Deutschen auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft zusammenschlagen zu lassen. Die Vorlesungen, die er damals hielt, wurden in Heidelberg gedruckt und erregten allenthalben das größte Aufsehen. Mehr noch als Lessings Dramaturgie„" erschütterten sie den Glauben an das Drama der Franzosen, indem sie die Ansicht vertraten, nur das Bodenständige sei künstlerisch berechtigt, alle Nachahmung dagegen lebensunfähig. Die Alten, Shakespeare und Calderon seien autochthon, die Franzosen dagegen Nachahmer. Während sich auf den Schlachtfeldern das militärische Schicksal der großen Nachbarn im Westen entschied, versetzte ihnen Schlegel als Kritiker den Todesstoß. Und es erscheint wie eine Ironie des Schicksals, daß heute ein italienischer Gelehrter aus der Schule des bedeutenden Arturo Farinelli durch einen vorzüglichen Neudruck das Erbe A. W. v. Schlegels antritt. Zu bedauern sind nur die Ausfälle gegen Österreich am Schlusse der mit den Anmerkungen mehr als hundert Druckseiten füllenden Einführung. Ebenso müssen wir Sätze wie: „Der romantische Traum aber war kurz und ihm folgte ein trauriges Erwachen" entschieden ablehnen. Der Herausgeber kann offenbar von gewissen überkommenen Vorurteilen nicht lassen. Bei der Lektüre des Haupttextes von A. W. v. Schlegel stören sie nicht und dürfen daher unbeachtet bleiben, und so mögen sie weder Wert noch Wirkung seiner Arbeit schmälern. Der geschmackvolle Einband der zwei Bücher ist mit dem goldenen Namenszuge des Verfassers geschmückt. Wir haben also in allem und jedem eine, wenngleich etwas verspätete, Säkular-Ausgabe zu begrüßen.

Sehr eingehend erörtert auch Hildebrecht Hommel „August Wilhelm Schlegels Dramaturgie" (in den „Neuen Jahrbüchern für das klassische Altertum, Geschichte und deutsche Literatur usw.", Leipzig, B. G. Teubner, 27. Jg., 53. u. 54. Bd., 1. Heft 1924). Er nennt Böhme,

deſſen Dreihundertjahrfeier wir eben begehen, und Schelling als Befruchter der Schlegelſchen Auffaſſung.

Einen hübſchen Fund, ein Spottgedicht A. W. v. Schlegels auf L. Tieck teilt Joſeph Körner unter dem Titel „Romantiker unter ſich“ im 5. Heft (1924) der Monatsſchrift „Die Literatur“ (früher „Liter. Echo“, Stuttgart, Deutſche Verlags-Anſtalt) mit. Die Verſe, vermutlich 1800 entſtanden, gloſſieren den Widerſpruch zwiſchen dem zeitweiligen Religionsfieber und dem eigentlichen Weſen des jungen Tieck. Von Körner ſtammt auch das mir leider unzugänglich gebliebene Werk „Romantiker und Klaſſiker: Die Brüder Schlegel in ihren Beziehungen zu Schiller und Goethe“.

Von frühromantiſcher Philoſophie entwirft ein klares umfaſſendes Bild Nikolai Hartmann in dem Werke „Die Philoſophie des deutſchen Idealismus“. Der vorliegende erſte Band behandelt Fichte, Schelling, aber auch die Kantianer und Antikantianer, die Vorläufer der Romantik, Fr. Schlegel, Hölderlin, Novalis, Schleiermacher. Leider fehlt ein Regiſter. Auch iſt nicht erſichtlich, wann die namhaften Spätromantiker Baader, Günther, Deutinger an die Reihe kommen ſollen, da als zweiter Band: Hegel angekündigt iſt. Die Zuſammenhänge mit der klaſſiſchen Geiſtesrichtung laſſen ſich noch weiter verfolgen. So unterſucht A. A. Kemp „Zacharias Werner und Schiller“ und kommt zu dem Ergebnis, daß Werners Lebenswerk zu würdigen ſei als eine Etappe auf dem Wege von der Klaſſik zur Romantik, als die ſtilkritiſch aufſchlußreichſte Rezeption Schillers durch die romantiſche Kunſt („Oſtdeutſche Monatshefte“, Berlin, Georg Stilke. 4. Jg. Februarheft 1924). Hanna Hellmann wieder vergleicht „Kleiſts Prinz von Homburg mit Shakeſpeares Maß für Maß“ in der „Germaniſch-Romaniſchen Monatsſchrift“ (Heidelberg, Carl Winter. 11. Jg., Heft 9/10, 1923). In derſelben Nummer liefert Eduard

Arens (S. 315) einen hübschen Beitrag zu Arndts Gedicht „Deutscher Trost“.

Auch Erwin Kroll weist in seiner wohldurchdachten zum ersten Male den Komponisten der „Undine“ bis auf den Grund ausschöpfenden Studie „E. T. A. Hoffmann“ (Breitkopf u. Härtels Musikbücher) auf die innere Verwandtschaft dieses Meisters mit dem 18. Jahrhundert hin, ohne freilich die letzten Folgerungen zu ziehen. Man kann Hoffmann eben nur sehr bedingt den Romantikern beizählen, er gehört eher dem Barock an als dessen vielleicht letzter großer Ausläufer. Krolls Versuch möchte als Vorarbeit zu einer umfassenderen musikwissenschaftlichen Monographie gewertet sein, die wir in Spannung zu erwarten uns nach obiger Leistung berechtigt glauben.

„E. T. A. Hoffmanns Musikalische Werke“ beginnen soeben unter Gustav Beckings sorgfältiger Leitung zu erscheinen. Der 1. Band enthält: Vier Sonaten für Pianoforte, in denen der Herausgeber mehr Anklänge an Bach als an Mozart feststellt. Der 2. Band Kammermusik, ein Quintett für Harfe oder Pianoforte und ein Trio für Klavier, Violine und Violoncell aus der Warschauer Zeit nach der Schlacht bei Jena und Auerstädt zeigt den Meister gleichfalls noch im Bann des 18. Jahrhunderts. Die sehr schöne Ausgabe wird, hoffentlich bald weitergeführt, die verdiente Anerkennung der kunstliebenden Gegenwart finden.

„Johann Erdmann Hummel, ein Berliner Künstlerleben“ schildert Georg Hummel in den „Mitteilungen des Vereins für die Geschichte Berlins“ (Berlin, Selbstverlag 1923, Nr. 1—3). Wir kennen den Meister als einen bildlichen Anreger und Zeitgenossen E. T. A. Hoffmanns. Während jedoch dessen Phantasie, gern im Berliner Boden wurzelnd, üppige Blüten treibt, versteift sich Hummels schwerblütiges Naturell immer mehr ins Enge der alltäglichen Wirklichkeit. Vgl. ferner Erich Gunkel,

E. T. A. Hoffmanns Beziehungen zur bildenden Kunst („Antiquitäten-Rundschau", Eisenach, 22. Jg. Nr. 2). Nebenbei sei hingewiesen auf den pädagogischen Aufsatz von P. Kolb, E. T. A. Hoffmanns „Meister Martin" im deutschen Unterricht, der jedoch die Bedeutung dieser Geschichte wohl überschätzt („Zeitschrift für Deutschkunde", Leipzig, B. G. Teubner 1924, Jg. 38, Heft).

Auf die politischen Zusammenhänge vor allem im Hinblick auf die Verfolgung der Burschenschafter macht Gottfried Fittbogen in dem Aufsatz „Zu E. T. A. Hoffmanns Meister Floh" aufmerksam („Preußische Jahrbücher", Berlin, Georg Stilke, August 1923). Hoffmann hat tatsächlich die Satire gegen die Sekte der Demagogenverfolger und seinen Hauptgegner aus der Ministerialkommission Geh. Oberregierungsrat Kamptz mit ausgiebigem Gebrauch der Akten, die ihm nur in seiner Eigenschaft als Kammergerichtsrat zugänglich sein konnten, verfaßt. Er hat nicht erst nach Niederlegung des Postens, sondern noch aktiv die Pflicht der Amtsverschwiegenheit verletzt. Den Bürokraten mag man darob tadeln, den edelmütigen freiheitlich gesinnten Menschen wird man freisprechen.

Weitere Aufsätze zur Hoffmann-Forschung liefern Rudolf Schade, E. Th. A. Hoffmann und K. M. v. Weber (Allgemeine Zeitung, München, vom 27. u. 28. Febr. 1824, enthaltend unveröffentlichtes Material aus dem Nachlaß des spätromantischen Dichters Beyer) und Wilhelm Horn, Über das Komische im Schauerroman: E. T. A. Hoffmanns Elixiere des Teufels und ihre Beziehungen zur englischen Literatur (Archiv für das Studium der neueren Sprachen, Jg. 78. Bd. 146 [N. S. Bd. 46], Heft 3/4, Braunschweig, Georg Westermann, 1924).

Es ist die Zeit Metternichs, dessen Charakterbild lange genug in der Geschichte geschwankt hat, um endlich eine unparteiische Würdigung beanspruchen zu können. Arnold

Oskar Meyer versucht dies, so gut er es von seinem Berliner Standpunkt kann, auf Grund einer zahlreichen Literatur mit Kenntnis und Glück im „Archiv für Politik und Geschichte“ (Berlin, Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte, März 1924). Leider hat er das ungemein wichtige und fesselnde Werk „Metternich-Hartig“, ein Briefwechsel des Staatskanzlers aus dem Exil, herausgegeben von Franz Graf von Hartig, anscheinend noch nicht benutzt. Tim Klein nimmt dazu in den „Münchner Neueste Nachrichten“ eingehend Stellung: Von den zehn Briefen, die zum Teil sehr umfangreich sind, sind acht aus Brüssel datiert. Sie enthalten politische Räsonnements Metternichs — darin war er Meister — und gewähren interessanten Einblick in die Stimmung des Gestürzten. Er ist gelassen kühl im eingewohnten Besitz seiner realistischen Logik, und man stößt mehr als einmal auf Stellen, die auch heute noch bedeutsam sind. Es versteht sich, daß Metternich, der das alte Österreich wie eine zweite Natur in sich hatte, wo er Diagnosen und Prognosen des Kaiserstaats stellt, ins Schwarze trifft. So schreibt er gleich im ersten Brief aus Arnhem (Holland) am 2. April 1848:

„Daß ich den Grund der Übel, denen die Monarchie heute preisgegeben ist, von jeher richtig aufgefaßt hatte, dies ist Niemand berufen besser zu würdigen als Sie. Das Hauptübel lag im ‚Nichtregieren‘, und dessen Ursache war die Verwechslung des Verwaltens mit dem ‚Regieren‘. Dort, wo dies stattfindet, schleppen sich die Reiche lange — auf der Oberfläche im Anscheine — ungetrübt fort. Die nicht benützte Gewalt — denn sie weiß sich stets einen Weg zu bahnen — sinkt alsdann aber von der höchsten Schichte in die unteren herab und dort bildet sie sich in Umsturz des gesetzlich Bestehenden aus. Dies ist im Kurzen das Bild unserer Geschichte. Um sie zu vervollständigen, bedarf es nur der Erwägung: daß eine abnorme Bewegung in der Schichte,

welche ſich des leer ſtehenden Regierungsfeldes — bewußt oder unbewußt, hieran liegt Nichts — bemeiſtert hat, alsbald zum Umſturze führt. Welches wird die Zukunft für das herrliche Mittelreich ſein? Im naturgemäßen Verlauf der Dinge liegt deſſen Zerfallen in Theile. . . . Wenn ich an den Unſinn zurückdenke, den ich eben in Beziehung auf dieſes Übel am famoſen 13. März (1848) durch die Schreyer im Salon des Erzherzogs Ludwig habe ausſprechen hören, ſo möchte ich mich fragen, ob dieſe Menſchen bey Sinnen oder im Rauſche ins Blaue hinein geſchwätzt haben! Von all den Reformatoren hat nicht Einer weiter als die Naſe geſehen! Heute dürften wohl Mehrere unter ihnen erwachen; das Übel iſt aber geſchehen!“ Metternich erinnert an die Worte, die er am 13. März 1848 an die Verfechter der Revolution beim Abſchied richtete: „Ich ſehe vor, daß ſich die falſche Behauptung verbreiten wird: Ich hätte bey meinem Austritt aus meiner Stelle die Monarchie mit mir davon getragen! — Gegen eine ſolche Behauptung lege ich feierlichen Proteſt ein: Weder ich noch Niemand hat Schultern breit genug, um einen Staat davon zu tragen; verſchwinden Reiche, ſo geſchieht dies nur, wenn ſie ſich ſelbſt aufgeben!“ Und er fährt fort: „Wie ſehr meine Worte auf das, was dem 13. März folgte, paßten, bedarf der Aufzählung nicht! Ebenſo ſteht es mit den Männern, welche in den Ereigniſſen des 13. März nicht den Ausbruch der Revolution, ſondern einen bloßen Rummel erkannten, und unter denen es ſelbſt Einige gegeben haben mag, welche in meinem Abtreten eine Erleichterung der Lage und die Verſtärkung ihrer perſönlichen Machtvollkommenheit ſehen mochten. Daß dies ein auf die Unkenntnis der wahren Lage gegründetes Vorurteil war, hievon hat der Hergang der Dinge den Beweis geboten!“ Schlagend iſt die Nationalitätenfrage beleuchtet mit dem Wort, daß ſchon damals die Zeit, in der die Nationalitätenfrage in das rechte Geleiſe geſtellt werden konnte, verfloſſen war. „Der

Tſchechismus wie der Magyarismus hatten ſich bereits verkörpert; der erſtere auf dem Wege langjähriger Caraſſen von oben, der andere durch ein Erheben von unten.“ Wie ein Wort aus unſerer Zeit, allen geſagt, die in der Berechenbarkeit der Dinge und nicht im klaren, eindeutigen, eigenen Willen den wichtigſten Hebel der Zukunft ſehen, klingt dieſes: „Meine moraliſche Stellung, mein lieber Graf, gehört heute zu den peinlichſten aus dem gewichtigen Grunde, weil ich meiner Geiſtesrichtung zufolge zu den berechnenden Weſen gehöre, und nicht mir allein, ſondern allen meinen Geiſtesgenoſſen die Möglichkeit zu irgendeiner Berechnung deſſen, was geſchehen wird, fehlt. Ärger als heute iſt die ziviliſierte Welt noch niemals geſtanden. Der Beweis hievon liegt in der Unberechenbarkeit der Dinge, die kommen werden. Nichts kann ſtehen bleiben, wie es zu ſtehen ſcheint, denn Alles liegt und ſteht nicht. Tiefer können die Länder nur theilweiſe fallen, als ſie gefallen ſind, denn das Tiefere iſt die naturgemäß ſich in Nichts auflöſende materielle Anarchie. Die Bewegung kann ſonach nur nach Aufwärts gehen; hier ſind aber die Wege theils dermaßen mit Verhauen geſperrt, theils ſo mit Ruinen belegt, daß es nicht der Wahl der Richtung genügt, um das Anlangen auch nur von ferne ſicherzuſtellen!“

Als Metternich in die Verbannung ging, neigte ſich die Sonne der Romantik zum Scheiden. Ihm leuchteten genau ſo wie beim Aufſtieg die geheimnisvollen Farben: Schwarz-rot-gold. 1848 ſchmückten ſie, die ſpäter die Abzeichen der November-Republik von 1918 werden ſollten, das Banner der Revolution. 1817 bei Auflöſung der Burſchenſchaft auf Metternichs Befehl ſchlagen auch noch andere Herzen unter ihrem Bande als bloß revolutionäre. Ja, man wäre faſt geneigt zu behaupten, erſt von oben herab wurden ſie zu Farben des aufrühreriſchen Widerſtandes geſtempelt. Wilhelm Fabricius, der Geſchichtsſchreiber der Corps, beleuchtet in der „Deutſchen Corpszeitung“ (Frankfurt am

Main, Englert u. Schloſſer, Februar-März 1924) die bisher immer noch dunkle Entſtehung von „Schwarz-Rot-Gold“. Demnach iſt die Ableitung dieſer Farben von den Farben des alten Deutſchen Reiches, die es ja nie gegeben hat, endgültig abgetan. Dagegen heißt es in einem Liede des Lützowers Körner („Lied der ſchwarzen Jäger“) wörtlich:

„Noch trauern wir im ſchwarzen Rächerkleide
Um den geſtorb'nen Mut;
Doch fragt man Euch, was dieſes Rot bedeute —
Das deutet Frankenblut.“

Es iſt wahrſcheinlich, daß Körner in dem Liede der Leipziger „Thuringia“, der er als Mitgliedan gehörte, gleichzeitig deren Band beſingen wollte. Darauf deuten die letzten Verſe obigen Gedichts:

„Dann pflanzen wir ein weißes Siegeszeichen
Am freien Rheinſtrom auf.“

Schwarz-Rot-Weiß waren die Farben der „Thuringia“, ſchwarz die Uniform der Lützower, rot ihr Beſatz. Das Panier der Jenaiſchen „Vandalia“, deren Konſtitution mit der der Urburſchenſchaft übereinſtimmt, zeigte gleichfalls Rot und Schwarz. Lediglich die Verzierung war golden. Die Marburger Burſchenſchaft „Germania“ von 1818 trug ſchwarz-rot-weiß und erſetzte die letzte Farbe erſt ſpäter durch gold.

In den Kreis der patriotiſchen Dichter dieſer Zeit gehört vor allem Fouqué, deſſen Andenken jetzt wieder beſſer gepflegt wird. Julius Haupt unterſucht in einem glänzend ausgeſtatteten Buche die „Elementargeiſter bei Fouqué, Immermann und Hoffmann“. Undine, Flämmchen und Serpentina ſchlingen einen blühenden Reigen. Alte Sagen, Volksbrauch und Aberglauben liegen der poetiſch verklärten Anſchauung ſolcher Geiſter zugrunde. Der Verfaſſer zeigt zunächſt in ſcharfen Linien die hiſtoriſch-philoſophiſche Entwicklung und deckt dann die vielverzweigten literariſch-äſthetiſchen Fäden

auf, deren Verlauf von der Naturphiloſophie Schellings und Gotthilf Schuberts am ſtärkſten beeinflußt erſcheint. Anmerkungen folgen als Anhang, ebenſo ein Verzeichnis der benutzten Quellen. Der zweifarbige Druck in der Velte-Antiqua gereicht dem Buch zur beſonderen Zierde. Weitere Beiträge zu Fouqué ſtehen im „Wächter“ (7. Jg. München, Parcus u. Co. 1924, Märzheft). Hans von Wolzogen gibt hier den „Briefwechſel zwiſchen Adolf Wagner und Friedrich de la Motte-Fouqué“ heraus. Wagner der große Philolog und Sprachenkenner, ein Oheim des Tondichters und Bekannter E. T. A. Hoffmanns, iſt lange noch nicht gewürdigt. Seine Briefe ſind in dem 1848 bei W. Adolf u. Co. in Berlin erſchienenen, gänzlich verſchollenen Bande: „Briefe an Fr. Baron de la Motte-Fouqué“ erſtmals abgedruckt geweſen. Die Briefe Fouqués ſind 1898 von Prof. Dr. H. Meisner in den nur für 100 Empfänger gedruckten „Mitteilungen der Literaturarchiv-Geſellſchaft“ in Berlin — man kann nicht wohl ſagen: „veröffentlicht“ worden. Die erſte vollſtändige weiteren Kreiſen zu gängliche Veröffentlichung des ganzen Briefwechſels erfolgt nun an dieſer Stelle. „Drei Gedichte von Friedrich de la Motte-Fouqué“ ſteuert Max Koch bei nebſt einer bemerkenswerten Einleitung.

Mit dem Namen Fouqués iſt der Arndts unlösbar verknüpft. Schon um des Jahres 1813 willen wird man beide ſtets in Ehren halten. Arndt iſt der Stärkere von beiden. Seine Wurzeln reichen auch weiter und tiefer in das Erdreich allgemein-menſchlicher Kultur. Das erhellt ſchon aus ſeinem innigen Verhältnis zum alten Hellas, worauf Eduard Stemplinger in ſeiner umfänglichen Abhandlung „Ernſt Moritz Arndt und das Griechentum“ mit einer nichts zu wünſchen übrig laſſenden Klarheit und Gründlichkeit hinweiſt. „Die nationalen Romantiker ſind es, welche das deutſche Nationalgefühl in den tiefſten Tiefen ſuchten und an der eigenen Begeiſterung entzündeten. Und ihre Begeiſterung richtete

ſich am antiken Staatsgefühl empor. Niebuhr ſandte als Jüngling eine Bearbeitung der Philippiſchen Reden des Demoſthenes als flammende Flugſchrift hinaus; als Fichte ſeinen nationalſozialiſtiſchen Staat zeichnete, folgte er der Linienführung der Platoniſchen Politeia. Was aber deutſcher Sinn, genährt und geſtärkt durch helleniſche Bildung zu ſchaffen ſei, das hat der große Pommerſche Landwirtsſohn allen offenbar gemacht. (Neue Jahrbücher uſw. Leipzig, B. G. Teubner. 26. Jg. 2. Heft 1824.)

„Die Stellung des jungen Arndt zu den Ideen der Geſchichtſchreibung“ beleuchtet eine Bonner Doktor-Diſſertation aus dem Jahre 1922 von Erna Klätte. Sie führt uns mittelbar auf das verwandte Gebiet der Folklore. Einen wertvollen Beitrag zum Weſen und zur Ideengeſchichte der Romantik überhaupt liefert Georg Koch in ſeinem Aufſatz „Volkskunde, Romantik und l'Houets Bauernpſychologie“ (Sonderabdruck aus den „Heſſiſchen Blättern für Volkskunde (Gießen, N. G. Elwert XXI, 1922). Einen „Jakob-Grimm-Brief“ an Otto Abel (u. a. über die Holländer) bringt Fritz Ackermann in der „Zeitſchrift für Deutſchkunde“ (Leipzig, B. G. Teubner 1924, Jg. 38, Heft 1) zur Kenntnis.

Eine umfängliche Arbeit aus dem Nachlaß Hans Gürtlers, die Sammlung „Briefe der Brüder Grimm“ fördert Albert Leitzmann ans Tageslicht. Es befinden ſich darunter Schreiben, Regeſten und Auszüge an Bettina, Bartſch, Holland, von der Hagen, Koberſtein, Pocci, Fr. Schlegel, Simrock, Benecke, Bunſen, Freytag, Bluntſchli, M. Collin, Kopitar, Lang, Mommſen, Perthes, um nur einige wenige Adreſſaten zu nennen. Die Not der Zeit hat geboten, das überreiche Material in einem Band zuſammenzupreſſen und man bedauert nur, daß derſelbe als erſter die „Jenaer Germaniſtiſchen Forſchungen“ eröffnend, auch in Bezug auf Editionstechnik, Kommentar uſw. den widrigen Verhältniſſen der Inflations-Periode hat Rechnung tragen müſſen. Auch ſo jedoch verdienen Herausgeber und Verleger Dank.

Einen Geiſtesverwandten der Brüder Grimm behandelt Alfons Paquet („Görres“ in der Sonntagsbeilage der „Augsburger Poſtzeitung“ vom 15. März 1924). Wie ſehr übrigens Görres mit einem Fuß noch auf dem Boden der rationaliſtiſchen Aufklärung ſteht, iſt hier vielleicht nicht hervorgehoben. Allein dem genaueren Kenner ſeiner Jugend blieb es längſt nicht verborgen. Auch gibt jetzt eine ausführliche Kölner Doktordiſſertation von Leo Juſt über den jungen Franz von Laſſaulx, die demnächſt in Buchform herauskommen wird, gründliche Kunde von den damaligen Verhältniſſen am Rhein. Ich entnehme dem Auszug die bezeichnenden Mitteilungen: Obwohl dabei die literariſchen Erſcheinungen vornehmlich berückſichtigt werden, iſt doch das Blickfeld keineswegs auf ſie beſchränkt, ſondern, wie die Sache es fordert, möglichſt weitgeſtellt. Die im Mittelpunkt ſtehende Perſönlichkeit iſt keine überragend bedeutende; aber ihre beſonderen Schickſale und die mannigfachen Beziehungen zu den verſchiedenſten Faktoren der Zeit rechtfertigen die Stellung, die ihr im Rahmen der Unterſuchung eingeräumt wird. Bisher iſt Franz von Laſſaulx nur ganz gelegentlich in der Literaturforſchung — bei Gelegenheit ſeines Schwagers Görres, ſeines Freundes Brentano, Schillers und Goethes — und in der Rechtsgeſchichte berückſichtigt worden. Zuerſt hat nachdrücklich auf ihn Juſtus Hashagens Werk über die Rheinlande zur Zeit der Fremdherrſchaft hingewieſen. Das Material ſetzt ſich zuſammen aus dem über Franz von Laſſaulx, das faſt ausnahmslos zum erſten Male verarbeitet wird, und dem über die Umwelt, das nur zum kleineren Teil neu iſt, aber unter den gewonnenen Geſichtspunkten in neue Zuſammenhänge gerückt wird. Zu Franz von Laſſaulx konnte eine faſt vollſtändige Sammlung ſeiner Schriften aus den Bibliotheken in Köln, Bonn, Koblenz, Mainz, Göttingen, München, Berlin, Jena und Straßburg ſowie verſchiedene Handſchriften un-

veröffentlichter Arbeiten aus dem Goethe-Schiller-Archiv, dem Goethenachlaß in Jena und der Stadtbibliothek in Koblenz eingesehen werden. Dazu kommen einige 100 Briefe, Aktenstücke und seltene gedruckte Quellen aus dem Archiv der Familie Lassaulx, dem Staatsarchiv in Koblenz, dem Archiv der Stadt Mainz und der Varnhagensammlung in Berlin. — Ausgeführt ist in den einzelnen Abschnitten der Darstellung folgendes: Eine Vorbemerkung umreißt kurz die geschichtliche Stellung und den Charakter Franz von Lassaulx. Das erste Kapitel: Konstellationen und Ursprünge 1781—1795 gibt im Anschluß an die Jugend Lassaulx' die Voraussetzungen seiner Entwicklung, die sich aus dem Blutserbe der Familie und der Umwelt in ihrer augenblicklichen Einordnung in das Ganze der Zeit zusammensetzen. Die Jugendeindrücke der Revolution und ihre Folgen in Kurtrier werden gezeichnet und die Bildungselemente der Zeit genauer festzustellen versucht, die für Lassaulx in Schiller gipfelten. In den Anmerkungen finden sich noch ein bibliographischer und ein genealogischer Exkurs. Das zweite Kapitel: Sturmzeit 1796—1799 beschreibt das tätige Eingreifen in die politischen Verhältnisse in Koblenz, die im einzelnen nach ihren Wandlungen von Monat zu Monat in der Zeit 1797—1799 größtenteils auf Grund neuen Materials dargestellt werden und außer einem Blick auf die Cisrhenanen hauptsächlich die Patriotenbewegung umfassen. Der Koblenzer Aufstand von 1799 wird einer genaueren Untersuchung unterzogen. Dann sind ausführlich die geistigen Wandlungen und die sie veranlassenden Bildungsfaktoren deutscher wie französischer Herkunft herausgestellt, vornehmlich in der Analyse einzelner literarischer Erscheinungen des Patriotenkreises, vor allem der Koblenzer „Liederlese für Republikaner" und der Arbeiten J. A. Beckers.

„Fichte in vertraulichen Briefen seiner Zeitgenossen", wobei auch Tagebücher und Selbstbiographien hereingezogen

erſcheinen, führt uns Hans Schulz vor. Es iſt das bisher lebensvollſte literariſche Denkmal, das wir von dem großen Weiſen und Redner an die deutſche Nation beſitzen. Die Letzte aus dem alten Berlin, die von Karoline Humboldt, Tieck, Bettina uſw. als perſönlichen Bekannten erzählen konnte, die alſo das Zeitalter Fichtes noch berührte, ſtarb im zehnten Jahrzehnt ihres Lebens im vergangenen Winter. Maria von Bunſen widmete ihr, d. h. „Maria von Olfers“ warme Gedenkworte in der „Literatur“ (März 1924, Stuttgart, Deutſche Verlags-Anſtalt).

„Schopenhauer und die Romantik“ unterſucht R. Templer im 29. Heft der „Germaniſchen Studien“.

Zuſammenfaſſend behandelt Otto Gründler das Lebenswerk „Franz von Baaders“ im Novemberheft 1924 des „Hochlands“, auf den ich in der 6. Lieferung meiner Literaturgeſchichte ſeit 1813 zu ſprechen komme. Allgemein im Rahmen der bayeriſchen Romantik, im beſonderen als Chorführer romantiſcher Philoſophie ſpielt Baader eine große Rolle. Sein Andenken wird jetzt immer lebendiger.

Reichhaltig fließen diesmal die Beiträge zur Brentano-Literatur. Zunächſt iſt es der Neudruck der Urfaſſung von Klemens Brentanos „Chronika eines fahrenden Schülers“, der ſchon vom bibliophilen Standpunkt unſer aufrichtiges Lob herausfordert. Joſeph Lefftz hat die Veröffentlichung nach der Originalhandſchrift des Dichters beſorgt und mit hiſtoriſch-kritiſchem Kommentar verſehen. Als Buchſchmuck enthält dieſe Ausgabe die Bilder von Franz Pocci, ein Fakſimile des Nachtigallenliedes, die Bildniſſe des Dichters von Emilie Linder und des Trappiſtenabtes Ephrem v. d. Meulen von Ed. von Steinle, eine Anſicht der Abtei Ölenberg und deren Bibliothek, in der ſich die koſtbare Handſchrift befindet. Eine wertvolle Bereicherung der Brentano-Literatur bietet uns Ewald Reinhard, der fünfundzwanzig Briefe Brentanos (Kl. Brentano und Apollonia Diepenbrock, eine Seelenfreund-

ſchaft in Briefen) herausgegeben, ſorgfältig eingeleitet und mit vorzüglichen Anmerkungen verſehen hat. Es handelt ſich hiebei um bisher meiſt ungedrucktes Material. Der Herausgeber ſelbſt hat zehn Briefe in Kaſſel gefunden

Eine Schülerin des Marburger Literarhiſtorikers Elſter, mit dem Rüſtzeug ihres gewiſſenhaften Lehrers ausgeſtattet, Gertrud Larfeld, unterſucht in ihrer erſchöpfenden Doktordiſſertation Klemens Brentanos „Märchen vom Schulmeiſter Klopſtock und ſeinen fünf Söhnen“. Förderlich ſind vor allem die Hinweiſe auf die Beziehungen zu Fouqué, Hoffmann uſw. Wilhelm Willige wieder teilt „Einen Brief Bettinens an Klemens Brentano“ nebſt Volksliedern mit („Zeitſchrift für Deutſchtunde“ Jg. 37, Leipzig, B. G. Teubner 1923, Heft 3). Von dem Lied „O ſüße Hand Gottes“ in „Des Knaben Wunderhorn“ finden wir im „Bayerland“ (München, Bayerlandverlag 34. Jg. 1924, Februarheft) eine weit ausführlichere und vermutlich vollſtändige Faſſung in einer Gebetbuch-Beilage (Würzburg 1771), die A. Englert bekanntgibt. „Eine Quelle zu Klemens Brentano“, u. zw. zu deſſen „Traum des Domküſters Andreas Otto“ entdeckt Hermann Kugler in der „Literatur“ (Stuttgart, Deutſche Verlagsanſtalt, 26. Jg. des Literariſchen Echos, 1924, Heft 4) und erörtert ſie ausführlich in den „Mitteilungen des Vereins für die Geſchichte Berlins“ (Berlin 1924, Selbſtverlag). Der Bericht iſt entnommen dem „Europäiſchen Staatswahrſager“ Bremen 1741 und hat vermutlich auch E. T. A. Hoffmanns „Dei von Elba in Paris“ beeinflußt. Florian Aſanger endlich rückt „Klemens Brentano und Wien“ in den Geſichtskreis näherer Betrachtung („Der Wächter“, München, Parcus u. Co., 6. Jahrg. 1923, Novemberheft).

Am 9. Februar 1824, alſo vor einem Jahrhundert, iſt Brentanos große Seelenfreundin geſtorben. In dem Aufſatz „Anna Katharina Emmerick“ entwirft der kunſtbegeiſterte

Klosterneuburger Stiftspropst Joseph Kluger anläßlich der Wiederaufnahme ihres Seligsprechungsprozesses ein anziehendes Lebensbild („Das Neue Reich", Wien, Tyrolia, 6. Jg. Nr. 19). Eine ganze Reihe widersprechender Beurteilungen erfahren zwei Arbeiten, die sich mit einer besonderen Angelegenheit der Dülmener Klosterfrau beschäftigen. Ich meine Laurenz Richens „Die Wiedergabe biblischer Ereignisse in den Gesichten der Anna Katharina Emmerich", 1. Heft des 21. Bandes der „Biblischen Studien", und die sehr umfangreiche Winfried Hümpfners „Klemens Brentanos Glaubwürdigkeit in seinen Emmerick-Aufzeichnungen". Zunächst stellt der letztgenannte Forscher, ein Schüler des Kirchenhistorikers Sebastian Merkle, einwandfrei die richtige Schreibweise des Namens Emmerick fest. Im übrigen sei jedoch bemerkt, daß ich bereits vor Jahren die Meinung vertreten habe, die literarische Fassung der Gesichte stamme von Brentano und da ist es doch selbstverständlich, daß nicht alles „echt" sein kann. Hümpfner und auch Richen kennen meine Ausführungen nicht und suchen, der eine radikal im Polterton, der andere zurückhaltend und maßvoll den Glauben an die „Echtheit" zu erschüttern. Ich verstehe nicht recht, was dabei herauskommen soll. Denn es kann sich keineswegs darum handeln, ob hundert oder zweihundert oder noch mehr „Fehler" in den Visionen vorkommen bzw. ob Brentano die größere oder kleinere Hälfte hinzugedichtet oder ausgeschmückt hat, sondern bloß darum, ob der Kern echt ist und ob die Fassung vom Dichter herrührt. Das literarische Eigentum Brentanos mußte doch längst jedem Kenner seiner poetischen Eigenart klar sein. Die Frage nach der Echtheit des Kernes dagegen wird nie vollständig aufzuhellen sein, da ja kein Stenograph am Bette der Klosterfrau saß. Da wird stets der Glaube mit dem Unglauben streiten. Jedenfalls empfiehlt es sich für einen Gelehrten, der seiner Sache sicher ist, nicht mit Lapidarsätzen herum-

zuwerfen, und auch ein im allgemeinen zustimmender Kritiker wie Heinrich Auer in der Literarischen Beilage der „Augsburger Postzeitung“ vom 4. Dezember 1923 sollte sich hüten, bei diesem Anlaß den Roman einer Dichterin (Freiin von Kranes „Leidensbraut“) wegen seiner historischen Kritiklosigkeit zu „brandmarken“. Was für ein großer „Geschichtsfälscher“ ist dann erst unser Schiller gewesen oder, wenn wir im katholischen Deutschland bleiben wollen, Fr. W. Weber! Den Rezensenten scheinen sich die Begriffe Dichtung und Wahrheit vollständig zu vermengen und sie fordern anscheinend auch vom Poeten absolute geschichtliche Tatsachentreue im Großen wie im Kleinen! Hermann Cardauns, dem ich eher beipflichte, verficht in dem Aufsatz „Anna Katharina Emmerick und Klemens Brentano“ (vgl. „Reichspost“, Wien vom 14. Jänner 1924) im Anschluß an Hümpfners Arbeit seinen alten in Buchform ausgedrückten Standpunkt, aber in durchaus einwandfreier Weise. Demnach sind Brentanos Aufzeichnungen unmöglich mehr als „Dokumente“ für den Seligsprechungsprozeß der heiligmäßigen Nonne zu buchen. Doch das ist Angelegenheit der Theologen und gehört nicht in das Bereich der Literaturgeschichte. Für uns aber haben die geistlichen Werke Brentanos mit Benutzung der Dülmener Visionen mindestens denselben Wert wie die Bücher des gottseligen Kapuziners Martin von Kochem, der diese ohne Anlehnung an Visionen verfaßt hat. Für die visionäre Echtheit des Kernes versucht A. (?) Böllmecke („A. K. Emmerick als Visionären und die neueste Kritik“ in der Wochenschrift „Das Neue Reich“, Wien, Tyrolia, 1924, Nr. 23 f.) einen Wahrscheinlichkeitsbeweis zu erbringen, der ihm gelingt. Vgl. auch Anton Dörrers „Cl. Brentano und A. K. Emmericks Gesichte“ (in der „Allgemeinen Rundschau“, München, 21. Jg., Heft 6).

Im Prospekt liegt mir schließlich vor Klemens Brentanos „Gockel und Hinkel“. Der Dichter selbst hat sein

Märchen von Gockel und Hinkel in der alten kurzen Fassung nie veröffentlicht. Die dann nach seinem Tode veranstalteten Ausgaben dieser ersten Fassung gehen alle auf die Böhmerschen Abschriften davon zurück, denn das Original-Manuskript Brentanos war, seit Böhmer es abgeschrieben hatte, verloren. Jetzt ist es dem Frankfurter Literarhistoriker Carl Viëtor gelungen, die Original-Handschrift im Besitze der Familie Brentano aufzufinden, und so kommt hiermit das köstlichste Märchen unseres größten Märchendichters zum ersten Male ans Tageslicht im wirklich authentischen Text, ein literarisches Ereignis, das berechtigtes Aufsehen erregen wird. Denn etwa 130 Stellen können jetzt als Fehler und Auslassungen des ersten Abschreibers berichtigt und ergänzt werden. Diese erste Veröffentlichung des Urgockels erscheint in einer einmaligen numerierten Vorzugsausgabe von 250 Exemplaren auf echt van Zanders-Hadernpapier in der Tiemann-Fraktur gedruckt mit zweifarbigem Titel.

Der Name Brentanos ruft uns Regensburg ins Gedächtnis. Was nun Hermann Nestler in seiner Schrift „Regensburg im Zeitalter der Romantik“ (Regensburg, J. Habbel) über die Beziehungen des alternden Dichters zu dieser Stadt sowie über den Spätromantiker Eduard von Schenk, der dortselbst zu Sailers Zeit Regierungspräsident war, zu sagen weiß, gehört zu den ergiebigsten und fesselndsten Darlegungen des ganzen Berichtsjahres.

Lange genug haben wir auf eine kritische Ausgabe der „Lieder“ von Brentanos Freundin Luise Hensel gewartet, die auf Brentanos Bekehrung von großem Einfluß gewesen ist. Im Vorwort des von Hermann Cardauns auf Grund des handschriftlichen Nachlasses veröffentlichten ersten vollständigen Sammlung erfahren wir wichtige Einzelheiten über die Entstehungsgeschichte. Überall steht Brentano im Hintergrund. Die Anmerkungen zu den einzelnen Gedichten besagen alles Nötige. Der Preis ist angesichts der durchaus

anſtändigen Ausſtattung außerordentlich wohlfeil, ſo daß dieſe dem Fachmann unentbehrliche Ausgabe gleichwohl wahrhaft ein Volksbuch werden kann.

An die Zeit Henſels gemahnt die Wiener Zeitſchrift „Ölzweige“, deren nunmehr hundertjährigem Andenken Johannes Triebl in der „Reichspoſt“ vom 14. Dezember 1923 ein Blatt der Erinnerung weiht. Dieſe Zeit war nicht bloß eine Blütenperiode deutſchen Schrifttums, ſondern auch „die Blütezeit romantiſcher Bildkunſt“ mit Franz Pforr, dem Meiſter des Lukasbundes. Fritz Herbert Lehr beſchreibt ſein Leben und Schaffen in einem monumentalen Werk, das zahlreiche tiefe Einblicke in das Weſen der Romantik überhaupt gewährt und daneben die Grenzlinien gegenüber Klaſſik und Biedermeier zieht. „Die Taunusreiſe“, beſchrieben und gezeichnet von Peter Cornelius und Chriſtian Keller, die mit einer ſorgfältigen Einführung von Roſy Schilling uns als bibliophiler Neudruck ihre ſtillen Zauber enthüllt, gibt ein treffliches Bild von dem romantiſchen Empfindungsleben aus der Zeit vor 1813. Hier möchte ich nur noch auf eine ſpäte Vertreterin romantiſcher Kunſt in Tirol hinweiſen, von der („Auguſte von Buttlar“) in der Wiener „Reichspoſt“ vom 6. November 1923 Rudolf Huber Kunde gibt.

Einen wichtigen Beitrag zur Eichendorff-Forſchung („Die äußere Entſtehung von Eichendorffs literarhiſtoriſchen Schriften“) verdanken wir Franz Ranegger im „Wächter“ (München, Parcus u. Co. 6. Jg. München 1923, Dezemberheft). Daß unſer Dichter ſeit einigen Jahren auf der Bühne heimiſch geworden iſt, muß begrüßt werden, mögen auch die Bedenken gegen die Bühnenbearbeitung durch Otto Zoff nicht unterdrückt werden können. Jedenfalls gehört Eichendorffs Luſtſpiel „Die Freier“ nunmehr zum eiſernen Beſtand eines jeden guten Theaters, ſo daß wir auch die neue Textausgabe in dieſem Sinne gutheißen.

Erfreulich dünkt uns die Dramatisierung „Der Glücksritter“ durch Friedrich Wilhelm Fulda. Das sprühende Leben der Novelle tritt uns jetzt als Spiel in fünf Handlungen entgegen; Ton, Farbe und Sprache der alten Romantik erscheinen treulich gewahrt. Ebenso begleiten wir Georg Haesers vieraktiges Singspiel „Der Taugenichts“, worüber „Der Wächter“ (1924) ausführlich berichtet, mit vollem Beifall. Die Uraufführung hat 1923 im Basler Stadttheater ein nahezu ausverkauftes Haus erzielt. Eine aufhellende Notiz „Zu Eichendorff“ (und zwar zu dem Gedicht „Berliner Tafel“) verdanken wir Karl Hans Wagner; er hat sie in der „Zeitschrift für Deutschkunde“ (Leipzig, B. G. Teubner 1924, Jg. 38, Heft 1) mitgeteilt.

Mitten in die Zeit der Kölner Wirren, die des schlesischen Dichters Entwicklung wesentlich beeinflußt haben, führt Joseph Grisars wichtiger Aufsatz „Aus den Sturmtagen der katholischen Publizistik“, worin der Kampf um die „Neue Würzburger Zeitung“ von 1837 bis 1839 einer quellenmäßigen lichtvollen Darstellung unterzogen wird („Stimmen der Zeit“, Freiburg im Breisgau, Herder u. Co. 54. Jg. 106. Bd. 3./4. Heft 1923/4.).

In bibliophiler Aufmachung erhalten wir „Dreiundzwanzig neue Droste-Briefe“, herausgegeben von Manfred Schneider; sie schließen sich der großen Briefsammlung von H. Cardauns, dem von Th. Schücking besorgten Briefwechsel mit Lewin Schücking und den von K. Pinthus in der „Deutschen Rundschau“ (1912) veröffentlichten Briefen an Elise Rüdiger an und umfassen die Jahre 1827 bis 1846. Neue Schlaglichter freilich werfen sie nicht. Zur Berichtigung sei bemerkt, daß „Des Arztes Vermächtnis“ schon 1838 in den „Gedichten“ veröffentlicht wurde, nicht erst 1844! Im Anhang dieses „Dritten Diotima-Drucks“ finden wir die Wiedergabe einer reizvollen Briefseite mit Bleistiftzeichnung der Dichterin. Aufschlußreicher stellt sich Joseph Werles Beitrag zum

vielumstrittenen Religionsproblem „Der Gotteskampf der Droste“ dar, das jedem Literarhistoriker, vor allem Biographen unentbehrlich sein dürfte. Von dem gleichen Standpunkt umschreibt ihr Landsmann Christoph Flaskamp Wesen und Wirken von „Annette Freiin von Droste-Hülshoff“ in der Sonntagsbeilage der „Augsburger Postzeitung“ vom 23. Februar und 1. März 1924.

Eichendorff rühmt in seiner Literaturgeschichte unter seinen Zeitgenossen neben der Droste besonders Stifter. Und in der Tat gehören die drei zusammen als das glänzendste literarische Dreigestirn der Spätromantik wie Arnim, Brentano und Görres im Heidelberger Zeitalter der Hochromantik. Adalbert Stifters „Sämtliche Werke“ in der historisch-kritischen Ausgabe der verdienstvollen „Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen“ nehmen nach längerer Atempause einen erfreulichen Fortgang. Der 6. bis 8. Band, herausgegeben von Kamill Eben und Franz Hüller (1921, 1916, 1920) bietet den Haupttext des Bildungsromans „Der Nachsommer“ in der bekannt mustergültigen Form der Prager Editionstechnik. Des 8. Bandes zweite Hälfte, die noch aussteht, wird den wissenschaftlichen Apparat beistellen. Die nahezu hundert Seiten zählende Einleitung aus der Feder Hüllers, geht allen Erlebnismomenten, literarischen Beziehungen und der tieferen Bedeutung dieses großen Werkes nach. Derselbe Forscher läßt sich in seiner Einleitung zur Erzählung „Der Hagestolz“ nochmals vernehmen. „Der Hagestolz“ gehört mit dem „Hochwald“ und den „Studien“ zu den eigenartigsten Schöpfungen des Böhmerwalddichters, und wir begreifen daher, daß die sehr begrüßenswerte Sammlung „Bücher der Deutschen“ die genannten Werke in gereinigter Textgestalt, von gelehrten Schulmännern wie Franz Hüller, Johann Weyde und Franz Egerer vorzüglich einbegleitet und von heimischen Künstlern wie Karl John und Eduard

Hirsch mit einfühlender Gemütswärme geschmückt, weiteren Kreisen vorsetzt. Schule und Haus dürfen daran ihre helle Freude haben. Daneben sei noch auf die kleine von Joseph Hofmiller besorgte Auswahl „Erzählungen" Stifters aufmerksam gemacht, sie enthält „Die Narrenburg", „Das alte Siegel", „Brigitta" und „Nachkommenschaften".

In den Umkreis der Droste, Stifters und Eichendorffs treten literarisch noch die naturfrohen bodenständigen Schwaben mit ihrem Gastfreund Lenau und ihrem Landsmann Mörike. In „Lenaus Raubschütz" erblickt Georg Mayer das Musterbeispiel einer visionären Ballade und analysiert demnach die ganze Dichtung („Neue Jahrbücher für das klassische Altertum, Geschichte und deutsche Literatur usw." Leipzig, B. G. Teubner, 26. Jg. 1923, 4. Heft). Hermann Hieber dringt noch tiefer bohrend in „Eduard Mörikes Gedankenwelt" ein; er wirft die Frage: War auch Mörike Weltanschauungsdichter? und beantwortet sie mit einem: Ja. „Ein vereinsamter, in der Notwendigkeit und Berechtigung seines Denkens unverstandener Wahrheitssucher ist er gewesen." Seine Stellung zum magischen Idealismus (hier wäre wohl noch stärkerer Einfluß von Novalis zu ergänzen) und Okkultismus bekundet ernsthaftes Streben. Grundsätzliche Probleme werden vom Verfasser angeschnitten, Dichter und Dämon, die Poesie des Unbewußten, Natur und Geist, Mythus und Glaube, Märchen und Wirklichkeit wechselseitig in ihren Beziehungen beleuchtet. Schade, daß jegliches Register fehlt. Hiebers Buch entwertet die um einige Monate ältere Arbeit von Hans Walder „Mörikes Weltanschauung" keineswegs, im Gegenteil diese ergänzt jene in vielen Stücken, wenngleich wir die Grundauffassung derselben, die „romantische Strömung" sei zusehends in ein „spiritualistisches Nichts" verlaufen, scharf abzulehnen genötigt sind.

In die Zeit der romantischen Spätblüte fällt auch das Dasein des bedeutendsten hessischen Dialektdichters. Karl

Esselborn hält sein Bild in der fünften Jahresgabe der Gesellschaft hessischer Bücherfreunde unter dem Titel „Ernst Elias Niebergall, sein Leben und seine Werke“ fest. Darmstadt, Gießen, Dieburg und wiederum Darmstadt bedeuten die Stationen seiner Erdenpilgerfahrt. Er ist sowohl als Erzähler, wie als Balladendichter und Dramatiker hervorgetreten und lebt in der Literaturgeschichte als Meister der Darmstädter Mundart, am meisten gefeiert durch seine Komödie „Datterich“, fort. Neu ist die Ehrenrettung des romantischen Novellisten, der hoffentlich bald einige Neudrucke erfahren wird.

*

Brentano, Klemens, Die Chronika eines fahrenden Schülers. Urfaſſung. Leipzig, Wolkenwanderer-Verlag 8° (XVI u. 94 S.).

Brentano, Klemens, Gockel und Hinkel. Zum erſtenmal in der Urfaſſung veröffentlicht von Karl Vietor. Frankfurt am Main, Hans Gieſchen.

Cornelius, Peter, Die Taunusreiſe (mit Chriſtian Keller), München, Franz Hanfſtaengl. Gr. 8° (82 S.).

Eichendorff, Joſeph von, Die Freier, Luſtſpiel in 3 Aufzügen. In freier Bearbeitung von Otto Zoff (Reclams Univerſalbibliothek Nr. 6419) Leipzig, Ph. Reclam jr. Kl. 8° (59 S.).

Efſelborn, Karl, Ernſt Elins Riebergall. Sein Leben und ſeine Werke. Darmſtadt, Geſellſchaft Heſſiſcher Bücherfreunde. 16° (138 S.).

Fulda, Friedrich Wilhelm, Die Glücksritter Eichendorffs als Spiel in fünf Handlungen (Bühne und Spiel Heft 3). Rudolſtadt in Thüringen, Greifen-Verlag. 8° (48 S.).

Grimm, Briefe der Brüder, geſammelt von Hans Gürtler, nach deſſen Tod herausgegeben und erläutert von Albert Leitzmann. Mit zwei Abbildungen und zwei Fakſimiles. Jena, Walter Biedermann. 8° (XII u. 320 S.).

Haeſer, Georg, Der Taugenichts. Ein heiter-romantiſches Bühnenſpiel in vier Aufzügen (fünf Bildern) nach Eichendorffs Novelle mit Benutzung aller darin vorkommenden Lieder. Dichtung und Muſik. Baſel, Lenzgaſſe 5, Selbſtverlag.

Hartmann, Nicolai, Die Philoſophie des deutſchen Idealismus, 1. Teil: Fichte, Schelling und die Romantik. Berlin, Walter de Gruyter u. Co. 8° (VIII u. 282 S.).

Haupt, Julius, Elementargeiſter bei Fouqué, Immermann und Hoffmann. Leipzig, Wolkenwanderer-Verlag. 8° (123 S.).

Henſel, Luiſe, Lieder. Vollſtändige Ausgabe. Auf Grund des handſchriftlichen Nachlaſſes bearbeitet von Hermann Cardauns. Regensburg, Joſeph Habbel. 8° (407 S.).

Hieber, Hermann, Eduard Mörikes Gedankenwelt. Stuttgart, Strecker u. Schröder. 8° (VI u. 218 S.).

Hoffmann, E. Th. A., Muſikaliſche Werke. Herausgegeben von Guſtav Becking. Leipzig, C. F. W. Siegels Muſikalienhandlung R. Linnemann. Folio. (1. Bd. 61 S., 2. Bd. 32 S.)

Hümpfner, Winfried, Klemens Brentanos Glaubwürdigkeit in ſeinen Emmerick-Aufzeichnungen. Würzburg, St. Rita-Verlag. 8° (XI u. 574 S.).

Just, Leo, Franz von Lassaulx. Bonn, Marcus u. Weber (im Druck).

Körner, Joseph, Romantiker und Klassiker. Die Brüder Schlegel in ihren Beziehungen zu Schiller und Goethe. Berlin, Askanischer Verlag. Gr. 8° (239 S.).

Kroll, Erwin, Ernst Theodor Amadeus Hoffmann. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 8° (82 S.).

Metternich-Hartig. Ein Briefwechsel des Staatskanzlers aus dem Exil 1848—1851, herausgegeben von Franz Hartig. Wien, Wila, Wiener Literarische Anstalt. 8°.

Nestler, Hermann, Regensburg im Zeitalter der Romantik (nebst Nachtrag: Brentanos Beziehungen zu Regensburg). Regensburg, Joseph Habbel. 8° (35 S.)

Reinhard, Ewald, Klemens Brentano und Apollonia Diepenbrock. Eine Seelenfreundschaft in Briefen. München, Parcus u. Co. 8° (78 S.)

Richen, Laurenz, Die Wiedergabe biblischer Ereignisse in den Gesichten der Anna Katharina Emmerich. (Biblische Studien, XXI. Bd., 1. Heft.) Freiburg im Breisgau, Herder u. Co. 8° (XII u. 75 S.).

Schlegel, August Wilhelm von, Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur. Kritische Ausgabe, eingeleitet und mit Anmerkungen versehen von Giovanni Vittorio Amorelti. Bonn am Rhein, Kurt Schroeder. 8° (XCIV u. 218; 338 S.).

Schneider, Manfred, Dreiundzwanzig Droste-Briefe (dritter Diotuna-Druck). Stuttgart, Walther Hädecke. 8° (101 S.).

Schulz, Hans, Fichte in vertraulichen Briefen seiner Zeitgenossen. Gesammelt und herausgegeben, Leipzig, H. Haessel. 8° (275 S.).

Stifter, Adalbert, Sämtliche Werke. 6. Bd., 7. Bd. und 8. Bd. (Erste Hälfte): Der Nachsommer (Text), herausgegeben von Kamill Eben und Franz Hüller. Mit Abbildungen (Bibliothek Deutscher Schriftsteller aus Böhmen). Prag, Verlag der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen. Vertrieb: Sudetendeutscher Verlag Franz Kraus. 8° (XCVIII u. 337; 369; 239 S.).

Stifter, Adalbert, Der Hochwald. Mit einer Einführung von Johann Weyde (Bücher der Deutschen, 7. Bd.). Reichenberg in Böhmen, Gebr. Stiepel. 8° (115 S.).

Stifter, Adalbert, Bunte Steine. Mit einer Einführung von Franz Egerer (Bücher der Deutschen, Bd. 9). Reichenberg in Böhmen, Gebr. Stiepel. 8° (202 S.).

Stifter, Adalbert, Der Hagestolz. Mit einer Einführung von Franz Hüller (Bücher der Deutschen, Bd. 15). Reichenberg in Böhmen, Gebr. Stiepel. 8° (131 S.).

Stifter, Adalbert, Erzählungen. Ausgewählt und eingeleitet von Joseph Hofmiller. München, Albert Langen. 8° (224 S.).

Templer, R., Schopenhauer und die Romanik. (Germanische Studien, 29. Heft.) Berlin, E. Ebering. 8°.

Walder, Hans, Mörikes Weltanschauung. Zürich, Rascher u. Co. 8° (166 S.).

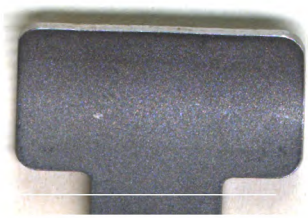
Werle, Joseph, Der Gotteskampf der Droste (Religiöse Geister: Texte und Studien zur Vertiefung und Verinnerlichung religiöser Kultur, herausgegeben von M. Laros, 7. Bändchen). Mainz, Matthias-Grünewald-Verlag (Auslieferung Wiesbaden, Hermann Rauch). 8° (60 S.).

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Eichendorff-Hymne. Von Wilhelm Müller-Rüdersdorf . . .	5
Begegnungen und Gespräche mit Eichendorff. Gesammelt von Karl Freiherrn von Eichendorff. Vierzehnte Lese . . .	6
Kaiser Karl segnet die Reben. Von Eduard Arens	12
Adam Müller in Wien. Von Jakob Baxa	65
Drei Mären von der Wahrheit. Von Hans Gäfgen	100
Fantasien von Schumann. Von Ludwig Bäte	103
Als ich mit dem Ränzel ging. Von Heinrich Zerkaulen . .	105
Das Jagdschloß im Hennegau. Von Heinrich Felix Schmid .	109
Kaiser Karls Wanderung. Von Michael Beer	118
Rheinsage. Von Emanuel Geibel	120
Die Rheinbrücke zu Rüdesheim. Von Adolf Ritter v. Tschabuschnigg	121
Karl der Traubensegner. Von Jean Baptist Rousseau . . .	123
Romantische Jahresrundschau. Vom Herausgeber	125

*

II 559

639482

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY